

Stimmen aus der Vergangenheit

(Stimme der Vergangenheit)

Eine Zeitschrift für Geschichte und Geschichte der Literatur

(V. Ausgabejahr)

W. I.: Semewski gewidmet.

Der Krieg und die Öffentlichkeit

Ein Monat im Armeestab.
Tagebuch*)

*) Der Autor dieses Tagebuches ist der Staatsanwalt des Bezirksgerichts in Wilna, **Pjotr Alexandrowitsch Ackermann**. Freiwillig begibt er sich in den Krieg, kommt zuerst als Offizier in das 2. Kurländer Ulanen-Leibgarde-Regiment, wird aber bald als Stabsoffizier in den **Stab der 1. Armee des Generals Rennenkampff** übernommen.

Sein Tagebuch, das er während der Zeit seines Dienstes führte, enthält 4 Kapitel: „Ein Monat im Armeestab“, „Im Stab der Division“, „Im Hinterland“ und wieder „Im Stab der Division“. Das erste Kapitel, das den Vormarsch des Generals Rennenkampff nach Ostpreußen beschreibt, stellen wir auf den folgenden Seiten dieser Zeitschrift vor. (Redaktion)

Der erste Vormarsch nach Ostpreußen
und der Rückmarsch.

14. August 1914. Insterburg.

Wie blitzschnell sich doch die Begebenheiten entwickelten! Am 8. Juli 1914, als ich auf dem Rückweg aus meinem Urlaub im Hotel Europa in Warschau frühstückte, lag mir der Gedanke noch ganz fern, daß es in Kürze irgendwelche, auch nur die geringsten politischen Schwierigkeiten geben könnte. Aber schon am 12. Juli, als ich mich wieder in Wilna im Dienst befand, spürte ich bereits, daß eine gewisse Unruhe in der Luft hing. Dann, am 15. Juli, konnte ich schon ganz deutlich Vorbereitungen zum Krieg erkennen. Ich hielt mich dienstlich in Dwinsk auf und war von dem Treiben, was im Petersburger Bahnhof dieser Stadt Dwinsk vor sich ging, völlig überrascht: Alle Räumlichkeiten und Bahnsteige waren voller Offiziere, es gab keine freien Sitzplätze in den Waggonen, es herrschte eine große Unruhe und ein Laufen hin und her...

Das einzige, was unverändert geblieben war, war das schlechte Verhalten der Eisenbahnbeamten, diese kümmerten sich wie schon früher überhaupt nicht um ihre Fahrgäste. Obwohl den Beamten sicherlich bewußt war, daß viele von Denjenigen, die sich in die Waggonen drängelten, wahrscheinlich nie wieder zurückkehren würden, unternahmen sie keinen Versuch, um die Fahrt ihrer Passagiere angenehmer zu gestalten. Bei dringendem Bedarf

konnte man weder die rote Mütze des diensttuenden Beamten, noch einen der zahlreichen Schaffner ausfindig machen.-

Seite: 308

Ihre Eigenschaft, in dem Moment, in dem man ihren Einsatz äußerst dringend benötigte, spurlos zu verschwinden, hatte sich auch in diesem Falle nicht verloren.

Ich kann mich noch gut an die Transport-Vorbereitungen meines Zugnachbarn - eines Artilleristen - erinnern. Er war begeistert über das Geschehene, aber auch ein wenig enttäuscht über die völlige Unordnung beim Transport. Man hatte zwar zahlreiche Maßnahmen ergriffen, aber zusätzliche Transportmöglichkeiten waren nicht organisiert worden, so kam es, daß fast der gesamte Lagertroß seinem eigenen Schicksal überlassen wurde. Es handelte bei den Soldaten, wenn ich mich nicht irre, um die 28. Brigade. Auf Grund eines höchsten Geheimbefehls wurde verlangt, daß alle Einberufenen am 15. Juli an Ort und Stelle sein sollten; Am frühen Morgen des 14. Juli begannen daher fieberhafte Aktivitäten im Gelände des Dwinsker Lagers. Um 3. Uhr waren schließlich alle Vorbereitungen abgeschlossen. Es war vorgesehen, daß die gesamte Brigade am 15. Juli mit einem Zug in Kowno eintreffen sollte.

Wie die Mobilisierung und die Beförderung der Bezirksarmee verlief, kann man am besten an folgendem Beispiel erkennen: Eines der Infanterie Regimenter mußte die Wegstrecke bis nach Wilna zu Fuß zurücklegen, eine Strecke, die selbst für die Kavallerie einen weiten Marsch bedeutete. Man erzählte, daß viele der Soldaten den Weg zur Erleichterung ohne Stiefel, also barfuß, absolvierten, um anschließend „ganz frisch aussehend und brav“ in die Stadt einzumarschieren.

Am 21. Juli traf ich mich mit meinen Dienstkameraden, um über die Ereignisse zu sprechen und um unsere Meinungen auszutauschen. Während unserer Unterredung gab ich ihnen meine Entscheidung bekannt, in den Krieg zu gehen. Einige versuchten es mir auszureden, und zwar mit ihren recht gewichtigen Argumenten: Ich sei nicht mehr der Jüngste, sei an Komfort gewöhnt, ich würde den Krieg bald leid, der Krieg würde meiner Gesundheit schaden... Ich meinerseits empfand es als kleinmütig, mich jetzt von meinem endgültig gestellten Ziel ablenken zu lassen, denn ich zählte die Schrecken und Wirren des Krieges, sowie die Unbequemlichkeiten des Feldzuges, die mich mit Sicherheit erwarteten, zu den Opfern, die ich bereit war freiwillig zu tragen... Das, was in der ganzen Welt so schnell vor sich ging, wies deutlich darauf hin, daß es Ereignisse im Weltmaßstab sein würden - und so geschah es dann auch.

Meine ganzen Gedanken drehten sich nur um den Krieg. Ich hielt es für merkwürdig und untragbar, dann, wenn ganz in der Nähe Blut vergossen werden würde, einfach ruhig zu Hause in Sicherheit zu verharren...

Am 26. Juli bekam ich Bescheid vom Direktor des 11. Departements, daß mir der beantragte Urlaub zugesagt wurde und nicht nur für die 2 erhofften Monate, sondern für die gesamte Kriegezeit.

Schnell packte ich meine Sachen und begab mich ins Quartier des Oberbefehlshabers der 1. Armee. Dort überreichte ich meine Depesche dem Oberadjutanten des **Generals Renenkampff**, mit der Bitte, sie an den General weiterzuleiten. Der General ließ mich sofort in das 2. Kurländer Ulanen- Leibgarde- Regiment übernehmen.

Am 5. August, genau um 12 Uhr 19 Minuten, fuhr ich zusammen mit der ganzen Begleitung des General Rennenkampff mit dem Zug ab, der uns von Wilna zum Kriegsschauplatz in Ostpreußen bringen sollte. Eine große Anzahl von Freunden und Bekannten hatten sich am Bahnhof eingefunden, um

Seite: 309

uns alles Gute für den Feldzug zu wünschen und um dem General Rennenkampff „Aufwiedersehen“ zu sagen.

Am 6. August, am frühen Morgen, kamen wir in Werschbolow an. Ich war von dem, was ich dort zu sehen bekam, tief beeindruckt: Es war für mich ein völlig ungewöhnlicher Anblick. Noch nie vorher hatte ich eine vom Krieg beeinträchtigte Gegend gesehen. Wir begegneten denen, die am vorherigen Tag mehr oder weniger von der Beschießung Werschbolows betroffen worden waren.

Von den Zerstörungen war wenig zu sehen, aber der Bahnhof hatte sich völlig verändert. Wo war die übliche fröhliche Belebtheit dieser großen Grenzstation geblieben? Keiner der stets lauten Gepäckträger war zu sehen oder zu hören. Das Stations-Café war verschwunden, als ob es sich in der Luft aufgelöst hätte! Keine Zivilisten waren zu entdecken. Dafür aber befanden sich hier eine Menge Offiziere, alle in voller Uniform, mit einem ihnen eigenen Gesichtsausdruck, Soldaten, die sich in einer besonderen Sprache unterhielten, alles drehte sich nur um den Krieg. Wo früher eine Gaststube war, befand sich jetzt für die Herren Offiziere eine Kantine. In den übrigen Räumen und Sälen war alles vorbereitet, um darin ein Lazarett einzurichten. Aber es hieß nur, bereit zu sein, man hatte zwar alle Möbel, die vorher darin gestanden hatten, hinaus getragen oder zur Seite an die Wände gestellt. Aber der Staub, der Müll, Haufen von irgendwelchen Lumpen oder Kisten, alles lag einfach so herum, mit einem Wort gesagt: Es herrschte hier eine große Unordnung.

Zu der Zeit, als wir ankamen, fanden gerade Kämpfe bei Eidkunen statt. Ich hörte etwas von der Panik, die angeblich bei zwei unserer Divisionen, die sich auf den schmalen Straßen Eidkunens bewegten, ausgebrochen war. Irgendeiner der Soldaten hatte „Die Deutschen!“ geschrien und das hatte traurige Folgen gezeitigt, denn die Kavalleristen, die von ausgedehnten Auskundschaftungen erschöpft waren, gerieten in Panik, weil sie sehr nervös und noch ziemlich unerfahren waren.. Bei diesem Vorfall gab es mehrere Opfer...

Nach der Empfangszeremonie des Oberbefehlshabers, ging ich noch einmal durch die Räume des Bahnhofes und kehrte danach in den Waggon zurück. Im ganzen Zug liefen fieberhafte Vorbereitungen: Alle waren in Bewegung, es wurden hastige Befehle erteilt, gleichzeitig begann man die Fahrzeuge von den Plattformen hinunter zu fahren. Ich hatte den Eindruck, daß der General Rennenkampff sich sofort zu seiner Armee begeben wollte.

Aber es war ganz anders: Die Suite des Generals beabsichtigte in die Stadt Eidkunen zu fahren, da man erzählte, daß diese durch die Bombardierungen stark zerstört worden sei. Einer der Adjutanten, ich weiß im Augenblick nicht mehr, wer es war, schlug auch mir vor, mitzukommen. Dabei war ihm deutlich anzusehen, daß er es ohne große Begeisterung getan hatte. Ich lehnte sein Angebot dankend ab, worüber er sich offenbar sehr freute. Er teilte mir mit, daß ich nun als Ordonnanz im Waggon des Generals zu dessen Diensten bleiben müsse. Ich war damit sehr wohl einverstanden.

Mein Sinn stand nicht danach, irgendwohin zu fahren, sondern ich hegte den Wunsch, mich so schnell wie möglich mit meiner neuen Situation im Kriegsgebiet anzufreunden.

Die Waggons leerten sich schnell. Dann nach etwa zwei Stunden kamen schon die ersten Soldaten aus Eidkunen zurück. Oh Gott, oh Gott, was sie nicht alles mitschleppten: Zigarren und Wein, Stoffe und Metallgegenstände usw.: Selbst vier massive Vasen, die aus Silber sein konnten, habe ich gesehen. Die Abenteurer unterhielten sich lebhaft darüber, wer, wo und was entdeckt hatte: Einer erzählte, wie er in einen Keller alten Wein und Kognak vorfand, der andere, wie er ein Lager mit vorzüglichen Zigarren leerräumte, der dritte war auf erlesene Seidenstücke gestoßen, der vierte hatte sein Auge auf eine wahre Schatzkammer mit einer Sammlung von wertvollem Kristallglas geworfen...

Sie besuchten auch das Lagerhaus des Zollamtes, das mit perfekt gegerbten, hochwertigen Fellen von Tieren, wie Zobel, Polarfuchs und sogar Hermelin, gefüllt war. Vor dem Lagerhaus hatten sie sogar Wachposten aufgestellt, um es vor der Ausplünderung der Untertanen schützen, aber wer weiß, wie viele der schönen Felle an den Händen der Offiziere selbst hängen geblieben sind. Und überhaupt wurde mit Stolz erzählt, daß sie, die Offiziere, in der Stadt für Ordnung gesorgt hätten, damit es zu keinen weiteren Plünderungen kommen könne.

Ich selbst begegnete einem Offizier aus unserer Einheit, der nach dem Stadtbesuch mit ein paar Fellen zurückkam. Er erzählte mir, daß seine Frau und Kinder durch die Kriegserklärung bei ihrer Rückkehr aus dem Ausland ihr ganzes Gepäck verloren hätten und es daher wohl gerecht wäre, diese Felle der Gouvernante zu schenken, weil auch ihr Gepäck verloren gegangen sei.

Einer aus der Suite aber hatte alle übertroffen: Er kam mit einer nagelneuen Kutsche aus Eidkunen angefahren, die von zwei ausgezeichneten Pferden gezogen wurde. Die Kutsche war schwer beladen mit allem möglichen Beutegut. Übrigens, die vier erwähnten Vasen wurden auch durch seine „Mühen“ erworben.

Nach und nach legte sich die erste Aufregung, in die Waggons waren geheimnisvolle Säcke und Kästen und Kisten eingeladen worden. Nachdem sich alles beruhigt hatte, ging ich hinaus auf die Bahnsteige. In dunkle Gedanken vertieft, ließ ich mich auf eine Bank nieder und saß dort eine Weile. Plötzlich sah ich den Stabschef vorbeieilen, er ging so schnell, daß ich es nicht einmal schaffte, ihn zu begrüßen. Da tauchte wie aus einer Versenkung jener Offizier auf, der es geschafft hatte, mit der Kutsche aus Eidkunen zurückzukommen. Ich konnte nicht das ganze Gespräch der beiden hören, verstand nur: „ein guter Anfang“, „das ist ja ein schönes Beispiel“, und zum Schluß: „ Sie sind ein Plünderer, Herr Oberst“. Dieses alles hatten auch noch andere Offiziere und Soldaten und sogar drei der Eisenbahnpolizeibeamten mitbekommen, die sich zu der Zeit auch auf dem Bahnsteig aufhielten. Es war eine äußerst peinliche und unangenehme Situation.

Ich habe später vernommen, daß mit dem Stabschef ein ernstes Gespräch geführt worden ist, in dem versucht worden sei ihm beizubringen, wie man mit Offizieren reden solle, dabei sei er auch an seine Aufgabe erinnert worden.

Seite: 311

Das Geschehene hatte auf mich, wie ein Donner aus heiterem Himmel gewirkt.

Am diesem Abend wurden die ersten Verwundeten aus dem Kampfgebiet bei Stalupenen ins provisorische Lazarett gebracht.

Es war mir schon heute morgen aufgefallen, daß hier kein Arzt, keine Krankenschwester, kein medizinisches Personal anwesend war, das den Verwundeten helfen könnte. Und jetzt, als immer mehr und mehr Verletzte herantransportiert wurden, stellte es sich heraus, daß die Frage der medizinischen Versorgung erst im Aufbau begriffen sei. Immer wieder ertönten erstaunte Fragen und Ausrufe: „Wo ist eigentlich das Hospitalpersonal?“, „Wo bleibt das Rote Kreuz?“ Schließlich erfuhren wir, daß zwei oder drei, ich weiß das jetzt nicht mehr genau, Feldhospitals unterwegs seien, sich aber zur Zeit noch etwa 5 Werst vor der Station befänden und ihre Tätigkeit noch nicht aufnehmen könnten.

Und abermals schlich sich unwillkürlich Verzweiflung in mein Herz ...

Schon ab dem ersten Tag, als Wilna plötzlich ganz nah hinter der Front lag, erschienen auf den Straßen der Stadt zahlreiche junge aber auch erwachsenen Leute, die alle sehr elegant gekleidet waren, sie trugen hübsche, aber strenge Sakko - Anzüge mit allerlei Achselklappen, die fast so wie die unserer Offiziere aussahen. Außerdem glänzten auf den Anzügen verschiedene Zeichen und Monogramme.

Es waren die in den allerhöchsten Rängen stehenden Beauftragten der verschiedensten Organisationen. Es handelte sich um die Normal-, die Ober-, und die Sonderbeauftragten. Die sausten in ihren entsprechend schicken Autos durch die Straßen der Stadt, besonders lange hielten sie sich im Hotel Georgiewski, dem besten Hotel der Stadt auf. Dort nahmen sie ihre Mahlzeiten ein, dort konnten sie, wie es ihnen beliebte, ungestört an den Tischen beieinander sitzen und sich in Ruhe unterhalten. Sie waren alle stets gut gelaunt und in ihren Augen lag Energie und Entschlossenheit. Sie erweckten den Eindruck, nicht nur sofort bis zur Erschöpfung das Kommando zu übernehmen, um jede Art Hilfe zu leisten, sondern auch sich selbst in den stürmischen Kampf zu werfen, um den Feind zu zerschmettern. Sie hätten auch das Zeug dazu gehabt, denn jeder von ihnen war „bis an die Zähne bewaffnet“, wie Cooper mal geschrieben hat. Vom gefährlich herunterhängenden Säbel, einer riesengroßen Pistole, die fast so groß, wie ein Maschinengewehr aussah bis zum Kompaß, einer Landkarte, einer Feldtasche, die sie über die Schulter hängend trugen, hatte jeder von ihnen alles bei sich. Ihnen folgte in Autos, die mit dem „Roten Kreuz“ gekennzeichnet waren, ein ganzer Schwarm leicht bekleideter und schlanker Wohltätigkeitsschwestern. Sie brachten zahlreiche Kisten in die Stadt, aus denen es nach Medikamenten roch und in denen man Mengen von Verbandsmaterial erahnen konnte.

Mein Herz freute sich zuzuschauen, mit welcher großer Opferbereitschaft, mit welcher Energie und Hilfsbereitschaft sich diese Leute der hohen Aufgabe der Menschlichkeit und Menschenhilfe widmeten.

Sie waren bereit, die Leiden der Verteidiger unseres geliebten Vaterlandes durch ihren Einsatz zu lindern. Dieses alles gab der Bevölkerung ein Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens, daß alles im Griff sei und diese Hilfsorganisationen ihre Arbeit so tüchtig und gut verrichten würden, wie es wohl auch da vorne an der Front geschehen würde...

Und plötzlich, - in dem Augenblick, als diese wohlgekleideten Männer auch tatsächlich gebraucht wurden, als man nach Ärzten, Kranken- und Wohltätigkeitsschwestern dringend verlangte, war von ihnen niemand mehr da.

Ich komme nun zu meinen Erlebnissen und Eindrücken in Werschbolow zurück. Die sind in meinem Gedächtnis viel deutlicher haften geblieben, als die vom 6. August.

Das 313. Feldhospital nahm endlich seine Tätigkeit auf. Es fehlte sowohl an Betten als auch an Matratzen. Die Verwundeten legte man einfach auf Stroh, daß von den Bauern, die dieses unter dem Druck eines Sonderkommandos der Gendarmerie lieferten. Die Mannschaft des Hospitals war recht klein, erledigte aber ihre Arbeit ununterbrochen und bis zur völligen Erschöpfung. Man muß das Stöhnen und flehentliche Bitten der Verletzten gehört haben, wie sie das Personal baten, sie schneller von den Kastenwagen runter zu nehmen, ihnen die verschmutzten, auf schnelle Hand gemachten Verbände abzunehmen und ihre blutenden Wunden zu behandeln!!! Die Ärzte, die Sanitäter und die Schwestern taten was in ihren Kräften stand und sogar noch mehr. Inzwischen aber stieg die Zahl der Verwundeten immer höher. Am Abend des 6. Augustes gab es selbst unter Dach des Lazaretts keinen Platz mehr. Alle mehr oder weniger geeigneten Räume wurden als provisorische Hospitalstationen hergerichtet. Ein ununterbrochenes Stöhnen hing in der Luft; oft mangelte es an notwendigen Medikamenten, an Verbandmaterial, an Mull, es war kein Geschirr vorhanden, nicht einmal Becher oder Gläser, aus denen man den leidenden Männern hätte Wasser reichen könnte. Es bot sich uns ein grausames Bild des menschlichen Leidens und der Trauer.

Gegen 11 Uhr abends brachte man eine sehr große Anzahl von frisch Verletzten. Da es überhaupt keinen Platz mehr in den Räumen gab, legte man sie einfach in Gruppen in den Gängen und Fluren nebeneinander auf den Boden. Mir wurde befohlen, so schnell wie möglich einen der Räume, ich glaube es war ein Raum des Zolls, für die Verletzten vorzubereiten. Als ich den großen Raum in Augenschein nahm, wurde mir sofort klar, daß es nicht einfach sein würde, ihn in entsprechende Ordnung zu bringen: Er war dunkel, überall lag Dreck und Müll. Aber der Gedanke an die Verletzten und das Mitleid mit ihnen hatten in diesem Augenblick eine große Wirkung auf alle. Stationswächter, Stationspolizisten, Lampenträger - alle packten mit an. Obwohl wir nicht recht zahlreich waren, hatten wir die Arbeit in knapp einer halben Stunde geschafft: Die alten Möbel, Tische, aller Müll und Dreck waren aus dem Raum entfernt, den Boden war sauber gefegt und mit Stroh ausgelegt. Eine einigermaßen verwendbare Beleuchtung hatten wir ebenfalls angebracht, sie bestand aus zwei großen Taschenlampen und einigen Kerzen, die wir in Flaschen steckten... Zu unserem Bedauern konnten wir nur einen einzigen defekten Blechkrug vorfinden, mit dem wir dann Wasser aus einem Eimer schöpften, um es den Verwundeten zu reichen... Weitere Hilfsmittel konnten den Armen nicht bieten... Aber schon nach zwei Stunden war auch dieser Raum überfüllt, wir mußten weiteres Stroh holen und die verwundeten Soldaten in einer zweiten Reihe zu Füßen der ersten niederlegen. Inzwischen gab es weder genügend Ärzte, noch anderes Personal, noch Medikamente oder Verbandmittel.

Ich wandte mich an den obersten Leiter der Sanitätsabteilung. Er schaute sich den Raum an, schlug die Hände vors Gesicht und sagte "Um Gottes Willen, was wollen Sie, es ist ja alles furchtbar durcheinander. Gut, ich sage dem 315. Feldhospital Bescheid, die werden den Lazarettendienst hier übernehmen." So begann für uns das quälende Warten auf Hilfe.

Das Hospital war zur Zeit noch nicht eingerichtet, deshalb blieb uns nichts anderes übrig, als die stöhnenden Verwundeten mit allen möglichen Mitteln zu trösten... Alles um uns schrie, stöhnte und flehte um Hilfe, die Verletzten waren zu erschöpft, um noch länger zu warten... Die Zeit zog sich wahnsinnig langsam dahin, doch endlich erschien das Hospitalpersonal. Es kamen zwei Ärzte, drei oder vier Schwestern und ein paar Sanitäter, die einige Kisten mit Medikamenten hereinbrachten. Und wieder passierte so etwas, was kaum zu glauben ist, aber damals sehr typisch war. Als zunächst alles Notwendige aus den Kisten genommen werden sollte, stellte sich heraus, daß alle Versuche des Apothekers, der für diese Medikamente zuständig war, den passenden Schlüssel zu finden, vergebens waren... Er hatte ein riesig großes Schlüsselbund, aber, obwohl die Schlüsselnummern mit denen der Schlösser übereinstimmten, konnten die Kisten nicht geöffnet werden. Meine Frage, ob diese Schlüssel in der Friedenszeit mal ausprobiert worden seien, wurde mit einer negativen Antwort beschieden. Dazu erhielt ich folgende Begründung: Um die Medikamentenkisten in Friedenszeiten öffnen zu können, benötigte man eine Sondergenehmigung, es müßte zunächst eine Kommission berufen werden und es müßten entsprechende Prüfschlüssel angelegt werden – Diese Kisten zu prüfen wäre also sehr kompliziert gewesen... Schließlich gelang es doch noch, die Kisten zu öffnen. Trotz des Mangels an solch einfachen Sachen, wie Jod, Vaseline, Wäsche (Handtücher, Kittel für das medizinische Personal), die eigentlich nicht fehlen dürften, war es nicht einfach, an heißes Wasser heranzukommen. Aber auch bei all diesen Schwierigkeiten ging es dann relativ schnell mit dem Anlegen der Verbände. Um 7 Uhr in der Frühe, als ich mich endlich wegbegab, um mich für eine Weile hinzulegen, war die Arbeit hier noch richtig im Gange...

Der Tag des 7. Augustes hat sich tief in mein Gedächtnis eingepreßt. Ich kann die genaue Uhrzeit nicht mehr sagen, aber es war nachmittags. Ich befand mich auf der provisorischen Krankenstation, als plötzlich ein ungewöhnlicher Lärm auf uns zukam. Es hörte sich an, wie das Rattern von einer Anzahl von Kutschen, die mit höchster Geschwindigkeit heranrollen. Ich ging nach draußen und näherte mich einer Personengruppe, die dort stand und die deutschen Gleise, die nach Eidkunen führten, beobachteten. Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, daß unter anderem auch der Kommandant des Hautquartiers, Stabsrittmeister S-w darunter war. Da sah ich, wie aus dem Bahnhofsgebäude von der ausländischen Seite ein Leutnant herausgelaufen kam, er sah sehr blaß aus, die Angst war ihm ins Gesicht geschrieben. Mit zitternder Stimme berichtete er, daß der Gegner schon sehr nah sei, daß er den Troß überfallen habe, daß überall Panik ausgebrochen sei und sich alle auf der Flucht befänden. Es wurde uns allen sehr unheimlich, obwohl wir alle die äußere Ruhe bewahrten. Mir wurde plötzlich klar, daß mein Platz an der Seite des Oberbefehlshabers zu sein hatte, ich lief zum Zug, aber dort war niemand.

Seite: 314

Viele waren zum Bahnhof gelaufen. Als ich auch dorthin kam, sah ich den General Rennenkampff, der sich in Richtung der Chaussee (Landstraße) begab. Hier bot sich mir ein sehr unerfreuliches Bild dar: Aus der Richtung Eidkunen jagten in voller Unordnung unsere Troßeinheiten heran; die Pferde überholten einander, die Wagen fuhren in mehreren Reihen nebeneinander; sie gehorchten nicht mehr den Befehlen. Aber schon bald wurde die Ordnung einigermaßen wiederhergestellt. Mit eigenen Augen habe ich gesehen, wie es der General Rennenkampff vollbrachte, zwei schwere Kanonen anzuhalten und sie gegen den Feind zu wenden. Andere Offiziere eilten in Richtung Eidkunen, um dort die Flucht zu stoppen. Bald erschienen die Feldgendarme auf Pferden und in Kürze wurde die Ordnung wieder hergestellt. Es war nicht zu übersehen, daß das ruhige, besonnene Verhalten des General Rennenkampff viel dazu beigetragen hatte. Er entfernte sich erst dann von der Chaussee, als sich die Lage völlig beruhigt hatte.

Und noch an eine andere Szene kann ich mich gut erinnern: Als wir auf der Chaussee in einer kleinen Gruppe beisammen standen, kam ein Kosake sehr eilig auf den General zu. Auf die Frage des Generals, was los sei, antwortete er stotternd, daß die Deutschen schon ganz nah seien. Darauf ließ der General den Kosaken festnehmen und gab den Befehl, ihn zu erschießen. Wahrscheinlich hatte man die Vollstreckung der Todesstrafe bis auf den Abend verschoben, nachts aber war es dem Kosaken gelungen zu fliehen. So war es mir zu Ohren gekommen...

„Rauch“ entsteht übrigens nicht ohne Feuer. Der Kosake hatte wahrscheinlich recht. Unsere Troßeinheiten, die sich in Pikalen (ca. 50 Werst nordwestlicher von Werschbolow) befanden, waren von der deutschen Kavallerie überfallen worden, wodurch großer Schaden angerichtet wurde. Die Deutschen hatten unsere Sanitätswagen verbrannt, das medizinische Personal, Ärzte und Krankenschwestern in Gefangenschaft genommen, eine Schwester wurde bei einem Gefecht mit unseren Kosaken verletzt. Ein Teil der deutschen Kavallerie war bis zu Bilderwetschen (ca. 6 Werst vor Werschbolow) vorgedrungen und da die Deutschen angeblich vier schwere Kanonen mit sich führten, waren sie in der Lage, unseren Armeestab von dort aus zu beschießen. Warum sie dies nicht ausnutzten, weiß ich nicht, entweder hatten sie plötzlich Angst bekommen, daß sie zu weit gegangen waren und sind umgekehrt, oder sie hatten es nicht gewagt, auf eigene Faust zu handeln. Gott sei Dank, daß es so ausgegangen ist, denn es graut mir bei dem bloße Gedanken, was dann mit der Stadt Werschbolow hätte geschehen können.

Ich erwähnte bereits die relativ unbedeutenden Zerstörungen in Werschbolow, die durch eine Stadtbeschießung verursacht wurden. In den ersten Tagen, nämlich am 2. - 4. August, setzten die Deutschen bei ihrem Versuch voranzukommen ihre Artillerie ein. Dabei wurden einige der privaten, aber auch der städtischen Gebäude zerstört. Zu nennen sind unter anderem der Bahnhof und der Wasserturm, die teilweise beschädigt wurden.

Seite: 315

Eidkunen aber hat viel mehr abbekommen. Eine große Anzahl von Häusern liegen in Schutt und Asche. Es gibt aber auch Häuser, die unversehrt geblieben sind, die auch keinerlei Kampfspuren zeigen, ich konnte aber, bei der Besichtigung des Inneren dieser Häuser, grausame Verwüstungen beobachten, die die Plünderer hinterlassen hatten. Beim Betreten

einer solchen Wohnung bot sich mir ein Bild von dem hier Geschehenen und der Gedanke, wo, in welchem Zimmer wohl die erschlagenen Bewohner liegen würden, ging einem durch den Kopf. Ich bekam auch zahlreiche Spuren von purem Vandalismus sowie die Folgen sinnloser Orgien zu sehen, da fand ich ein Klavier oder ein Piano mit stumpfen Gegenstand zertrümmert, edle Bücherschränke mit wertvollen Büchern waren aufgebrochen und die Bücher aus Zerstörungswut zerrissen worden. Die Hausvorräte waren selbstverständlich geplündert worden: In jeder Wohnung lagen zu Haufe leere Wein- und Schnapsflaschen, zerschlagene Marmeladengläser, zerrissene Gebäckschachteln, andere eingemachte Früchte und so weiter...Wir konnten deutlich erkennen, daß die Stadt zu Beginn des Krieges einer ungebremsten offenen Plünderung überlassen worden war.

Nach der Ankunft des Generals Rennenkampff und infolge der Maßnahmen, die er gegen Plünderer getroffen hatte, änderten sich die Dinge insoweit, daß die Plünderungen sich auf das Innere der Häuser verlagerten. Ich habe zum Beispiel Häuser betreten, wo hinter gemütlich zugezogenen Gardinen und Blumen auf den Fensterbänken, volles Chaos herrschte. Übrigens, hier war wirklich Manches zu finden, das man mitnehmen und für sich nützlich machen konnte: Eidkunen war sogar noch im verwüsteten Zustand in seiner Pracht und seinem Reichtum mit der Nachbarstadt Werschbolow nicht zu vergleichen. Die feinen Geschäfte, die Häuser und vornehmen Villen, alles wies auf den Reichtum der Stadt hin. Alle Häuser und Wohnungen enthielten komfortable, manchmal auch luxuriöse Einrichtungen. Das war mein erster, aber auch letzter Besuch der Stadt Eidkunen. Brandstiftungen und Plünderungen in der Stadt hatten nach der Einrichtung unseres Armeestabs in Werschbolow aufgehört, später aber, als der Stab nach Insterburg verlegt wurde, fing alles wieder von vorne an. Jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, liegt diese schöne Stadt völlig in Schutt und Asche.

An dieser Stelle erscheint es mir sinnvoll, ein paar Worte über die Plünderer zu sagen. Ich bin fest davon überzeugt, daß die Armeeführung sehr streng gegen Brandstiftungen und Plünderungen vorgehen sollte; denn das verführerische Beispiel von Eidkunen hätte so stark sein können, daß es den Vormarsch unserer Truppen hätte belasten können, besonders die Troßeinheiten, die zum sogenannten „Magen“ der Armee zählen. Aber insofern bin ich mir nicht sicher, ob alle durchgeführten Maßnahmen auch gerecht und richtig waren, ob sie auch wirklich systematisch und vor allem fair waren. Die Plünderer wurden erschossen, gehängt oder ausgepeitscht, und zwar sehr hart – sie bekamen etwa 100 bis 200 Schläge, was für einen schwachen Organismus häufig den Tod bedeutete, aber welch einen qualvollen Tod. Mir kommen vor allem Erinnerungen an die ersten Eindrücke in Werschbolow:

Seite: 316

Mein erster Gedanke war: Die Bestrafung sollte eine gute Lehre für die anderen Soldaten sein, aber da kommen mir auch schon Zweifel, ob nun wirklich alle Betroffenen sich schuldig gemacht hatten? Ob es unter den Bestraften nicht auch Unschuldige gegeben hat? Ich war selbst Zeuge folgenden Vorfalles: Der Kommandant S-w hielt einen Unteroffizier an, der unter seinem Arm einen kleinen Beutel mit Wäsche trug, die zerknautscht und nicht mehr sehr frisch aussah, in der Hand hielt er einen billigen Krug, der vielleicht 60 Kopeken wert war. Ich beobachtete die ganze Szene sehr aufmerksam. Der Soldat ging mit seiner Beute ganz ruhig die Gleise entlang in Richtung Bahnhof und hatte auch nicht vor, sich zu verstecken. Selbstverständlich wußte er, daß sich dort zahlreiche Vorgesetzten aufhielten. Es war offensichtlich, daß er die Sachen gefunden und irgendwo auf den Straßen von Eidkunen aufgelesen hatte, denn es lagen an jeder Ecke irgendwelche Sachen herum. Man konnte es ihm ansehen, daß er kein schlechtes Gewissen hatte. Am Bahnhof angekommen wurde er mit heftigen Schlägen empfangen, der Kommandant drohte ihm mit der Todesstrafe. Später

erfuhr ich, daß er Gott sei dank nur mit Schlägen davongekommen war. Aber Schläge wofür?

Ein anderes Beispiel. Unter den Erschossenen war ein Soldat, um dessen Begnadigung seine Vorgesetzten mehrfach, aber ohne Erfolg, gebeten hatten. Im Laufe seines Dienstes hatte dieser Soldat immer gute Leistungen gezeigt, sein Benehmen war stets vorbildlich, er war sehr zuverlässig und tüchtig, für sein Eifer wurde er sogar zum Gefreiten befördert. Alle Bemühungen um seine Begnadigung halfen nichts. Ich hätte einen solchen Soldaten nach vorne, an die Front geschickt, und wenn er dort gefallen wäre, so wäre es ein ehrlicher Tod fürs Vaterland gewesen. An der Front hätte er wahrscheinlich unserer Sache noch einen guten Dienst erwiesen.

Während die einen erschossen wurden, tranken die anderen Wein, den man in großen Mengen in den Kellern der Stadt finden konnte, rauchten teure Zigarren und schickten ihren Frauen Felle und Seidengewänder nach Hause. Die Offiziersburschen und Unteroffiziere der Einheiten, die in Werschbolow stationiert waren, tranken den Wein in solchen Mengen, daß er schon vollständig konsumiert war, als er zur Versorgung der Verwundeten durch das Rote Kreuz angefordert wurde. Champagner war nicht sehr beliebt, man erzählte, daß er den ganzen Tag über anstelle von Limonade getrunken würde.

Am 13. August machte sich unser Transport auf den Weg nach Westen. Dabei verbrachten wir die Nächte vom 14. und 15. August auf Rädern. Der erste Eindruck, den wir von Insterburg erhielten, war ein äußerst deprimierender. Bei ihrer Flucht aus Insterburg waren von den Deutschen alle Brücken auf dem Weg von Gumbinen nach Insterburg zerstört worden. Unser Oberbefehlshaber wurde dadurch auf seinem Weg aufgehalten, z. B. wurde erst in seiner Gegenwart eine provisorische Brücke durch Pioniere fertiggestellt, über welche unsere Automobile dann als erste rollten. Außerdem hatten die Deutschen in Insterburg die Wasserversorgung, eine ziemlich komplizierte Einrichtung, sowie die Elektrostation außer Betrieb gesetzt.

Seite: 317

Auf seinem Weg nach Insterburg, wurde General Rennenkampf auf dem Platz vor der Kirche in Gumbinen, von einer Deputation empfangen. Ein betagter Deutscher, der sehr wohlhabend aussah, möglicherweise war er der Stadtdirektor, der hinter einem weiß gedeckten Tisch saß, auf dem eine Flasche Benediktiner und eine Kiste mit 100 Zigarren stand, begrüßte ihn mit einer Rede. Leider konnte ich kein Wort davon verstehen. Es waren nur wenige Schaulustige gekommen, obwohl genau so wie in Stalupenen, auch in Gumbinen die Bewohner ihre Stadt nicht geräumt hatten und in der Stadt selbst fast keine Spuren von irgendwelcher Zerstörung zu erkennen waren. Allerdings waren die Geschäfte ausgeplündert worden. Dabei hatten die Plünderer eine neue Taktik angewendet, denn seitdem es sehr harte Strafen für Plünderer gab, plünderten sie die Geschäfte folgendermaßen: Sie benutzten die Hintertüren, um in die Läden zu kommen, nahmen alles, was sie gebrauchen konnten mit, zerschlugen und zerstörten dann alles Andere. Die Schaufenster aber ließen sie mit allen Auslagen ordentlich und unangetastet stehen.

Der Armeestab verblieb in Insterburg und richtete sein Hauptquartier im dortigen größten Hotel „Dessauer Hof“ ein. Nach einer nicht besonders wohlschmeckenden Mahlzeit, die wir zusammen mit einem deutschen, schlecht schmeckenden Bier eingenommen hatten, begab ich mich zu einem Rundgang in die Stadt. Insterburg ist städtebaulich sehr schön, gut durchzogen von gepflegten Grünanlagen und prächtigen Gebäuden; besonders erfreute mich der Anblick der zahlreichen eleganten Villen, die an der Straße lagen. Einzelne Geschäfte waren geöffnet; die Preise der angebotenen Waren waren allerdings nicht die niedrigsten. Offenbar hielten sich viele der Kaufleute zurück. Somit kam mir die Stadt wie ausgestorben vor, aber das war nur der äußere Eindruck. Hinter den heruntergelassenen Vorhängen und hinter den eisernen Gitterrolladen konnte ich mir sehr wohl Leben vorstellen.

Erstaunlich, wie sich unsere Soldaten doch überall anpassen können. Als ich nach meinem ziemlich weiten Spaziergang umkehrte und wieder auf unsere Straße kam, konnte ich vor einer Villa folgende Szene beobachten: Vor dem Tor des Hauses standen zwei deutschen Frauen, die sich lebhaft mit einem unserer Soldaten unterhielten. Auf seinem Arm hatte der Soldat ein typisch deutsches etwa dreijähriges Kind, das jedesmal, wenn er es hoch hob, lustig lachte. Anfangs dachte ich, es sei einer von den deutschstämmigen Soldaten, aber je näher ich kam, um so klarer wurde mir, daß das nicht stimmen konnten, denn er sprach nur ein einziges deutsches Wort „gut“ , das er auf verschiedene Art immer wiederholte. Abends, bevor ich einschlief, nahm ich mir vor, alle meine Eindrücke und Erlebnisse täglich und ausführlich aufzuschreiben.

15. August.

Sofort als wir in Insterburg Quartier bezogen hatten, war General Rennenkampff wegen des Wasser- und Stromausfalls sehr besorgt. Daher ließ er den von ihm ernannten Gouverneur der Stadt, den hiesigen Mitbürger Doktor Bierfreund (*was in russisch ein Freund des Bieres bedeutet, ein sehr merkwürdiger Name*) zu sich rufen und befahl ihm, den einen als auch den anderen Mangel, so schnell wie möglich zu beseitigen. Außerdem wurde der Stadtkommandant, der Stabsrittmeister S-w, damit beauftragt, dafür Sorge zu tragen, daß die Wasserversorgung schon am nächsten Tag wieder funktioniere, also heute wieder instandgesetzt werden solle.

Seite: 318

Die Art und Weise, wie der Befehl dem Gouverneur erteilt wurde, muß sehr hart und die dabei ausgesprochenen Drohungen beängstigend gewesen sein, denn der Gouverneur wirkte danach sehr nervös und betriebsam. Schon heute morgen in der Frühe wurde berichtet, daß man in der Stadt geeignete Facharbeiter und sogar zwei Ingenieure ausfindig gemacht habe. Sofort wurde der General davon unterrichtet. Anschließend begab sich der Stadtkommandant in Begleitung des Gouverneurs, der Ingenieure und der Handwerker sowie einiger Soldaten, die ebenfalls helfen sollten, zum Wasserwerk. Ich erhielt die Order, mich nach Werschbolow zu begeben, zu dem General, der dort zur Stadtbewachung mit einem Teil des Stabes verblieben war. Deshalb begab mich auf die Suche nach einem Fahrzeug. Es dauerte länger als eine Stunde, bis ich das Quartier der gesuchten Einheit gefunden hatte. Plötzlich hörte ich einen fürchterlichen Knall: Es hörte sich an, wie eine Explosion oder ein naher Artillerieschuß. Ich lief sofort zum Stab zurück und der erste, den ich antraf, war die Ordonnanz, Graf R-r, der ganz verstört aussah. Von ihm erfuhr ich, daß das Wasserwerk explodiert sei. Sieben deutsche Zivilisten seien tot, einer unserer Aushilfskräfte ebenfalls, ein

Soldat, der vor kurzem erst an die Front gekommen war, ein Wachmann und der Kommandant selbst seien schwer verletzt worden.

Gegen Mittag brachte man den Kommandanten S-w. er sah furchtbar aus: Sein Gesicht war völlig verbrannt, seine Beine, seine Hände und sein Kopf waren übersät von offenen Wunden, an seiner rechten Hand fehlten drei Finger. Nachdem seine Wunden behandelt worden waren, stellten die behandelnden deutschen Ärzte und Chirurgen fest, daß keine Knochen gebrochen seien und daß der Kommandant, sofern er keine Blutvergiftung bekomme, relativ schnell wieder auf die Beine kommen würde. Eines aber war schon jetzt nahezu sicher: Für die Ausübung des Armeedienstes würde er für immer unfähig bleiben. Der Oberbefehlshaber war furchtbar aufgeregt und zornig. Auch das Leben des Gouverneurs Bierfreund und anderer sechs, als Geiseln festgehaltener Stadtbürger hing an einem dünnen Faden. Sofort durchgeführte Ermittlungen konnten einen Sabotageverdacht nicht beweisen. Im Gegenteil, es wurde festgestellt, daß der Kommandant S-w Opfer seiner eigenen Ungeschicklichkeit geworden war. Der die Arbeiten leitende Ingenieur hatte alle Anwesenden gewarnt, daß es schwierig und gefährlich sein würde, die Maschinen anzulassen und hatte wiederholt alle gebeten, sich streng an seine Anweisungen zu halten. Der Kommandant jedoch hatte die Geduld verloren, er öffnete einfach ein Ventil, obwohl das gar nicht nötig war. Das Unglück hatte auch bei dem betagten Gouverneur einen starken Eindruck hinterlassen, ich sah Bierfreund drei Stunden danach, als er noch einmal ins Hotel kam. Er war furchtbar aufgeregt, schrie Jemanden an und gestikulierte dabei kräftig.

Am Abend erblickte ich im Vestibül des Hotels einen Deutschen in der Uniform eines Försters, der von zwei Wachmännern bewacht wurde. Es war nicht zu übersehen, daß es sich bei ihm um einen Offizier handelte. Ich erfuhr, daß er von den Soldaten der Truppe des Generals Gurko an der Grenze des Gouvernements Suwalki festgenommen worden war. Der General ließ ihn dann zum Stab bringen. Der kräftige, gut aussehende, nicht mehr ganz junge Deutsche saß da wie eine versteinerte Figur. Danach führte man ihn weg.

Seite: 320

16. August.

Für uns alle war es ein schwerer Tag und für mich besonders. Gegen 11 Uhr vormittags bekam ich vom Oberst M-w den Befehl den Deutschen in der Försteruniform dem General Rennenkampff vorführen zu lassen. Um 13 Uhr war ich anwesend, als der General selbst den Deutschen verhörte. Der Deutsche beantwortete alle Fragen ganz ruhig und sachlich, es wurde gefragt, wo, wann, unter welchen Umständen und von wem er festgenommen worden sei. Der General war sehr wütend, seine Beherrschung ließ nach und er warf dem Deutschen vor, daß sie den Krieg mit „Hundemethoden“ führten, daß sie mit Splitterkugeln schießen würden, daß man so etwas vielleicht von wilden afrikanischen Völkern erwarten könnte und nicht von einem Volk wie den Deutschen mit einem Anspruch auf eine hochentwickelte Kultur. Als der Gefangene behauptete, er sei ein Reserveoffizier und als Förster habe er das Recht, eine Waffe zu tragen, General Rennenkampff war ganz außer sich. Er sagte dem Deutschen ins Gesicht, daß er, General Rennenkampff wegen dieser deutschen Kriegsmethoden zukünftig vorhabe, jeden Deutschen zu erschießen und daß er der erste sein würde. Die Erwiderungen des Försters, daß er unschuldig sei und daß seine Erschießung ein Mord wäre, machten den General noch wütender. Damit wurde das Verhör abgebrochen. Ich bekam den Befehl, die Entscheidung des Generals, den Förster in einer halben Stunde erschießen zu lassen, an das entsprechende Kommando weiterleiten. Ich weiß, daß es Versu-

che gegeben hat, das Schicksal des Deutschen zu lindern, aber der General stand hart zu seiner Entscheidung und der Förster wurde nach einer Stunde hingerichtet. Mir wurde berichtet, daß er tapfer in den Tod gegangen sei, er habe sich weder abgewendet noch habe er es zugelassen, ihm die Augen zu verbinden. Er sei wie ein Held gestorben. Seine letzte Worte seien gewesen: „Ich bin genau so unschuldig, wie meine drei kleinen Kinder. Ich lasse mein unschuldiges Blut für die Niederlage Rußlands fließen. Dies hier ist ein Mord!“

Meiner Meinung nach gab es für eine solche Hinrichtung sehr wenige Gründe, auf jeden Fall sah das für einen Außenstehenden so aus. Der General Rennenkampff mag aber auch andere Bedenken gehabt haben. Man erzählte zum Beispiel, daß diese sogenannten Förster den Auftrag hatten, die deutschen Landsturmtruppen zu leiten. Diese sollten die Sonderaufgabe zu erfüllen, unsere reitenden Patrouillen oder auch einzelne Wachposten abzufangen und zu vernichten. Wenn das der Wahrheit entspricht, dann hatte der Förster selbstverständlich seine Strafe verdient...

17. August.

Wir bleiben noch in Insterburg. Und wer weiß, vielleicht werden wir noch eine lange Zeit in dieser äußerst unangenehmer Stadt verbringen müssen. Besonders quälend wirkt sich immer noch das Fehlen von Strom und Wasser aus. Ich sitze hier in meinem Zimmer mutterseelen allein; aber vormittags steht mir immer viel Zeit zur Verfügung und bin dann sicher, daß mich auch niemand beim Schreiben stört.

Seite: 321

Heute will ich der Beschreibung des inneren Lebens in unserem Stab ein paar Zeilen widmen. Ich fühle, wie das Leben und die Verhältnisse hier im Stab völlig von der Lebensart des Oberbefehlshabers mit seine Suite einerseits und von den Stabsgenerälen andererseits abhängen. An dieser Stelle muß ich betonen, wie korrekt sich die Generäle benehmen und wie sich im Gegensatz dazu einige Offiziere aus General Rennenkampffs engster Umgebung ausgefallen und manchmal sogar indiskret verhalten.

Ich habe mir schon mehrmals kritische Bemerkungen einiger Stabsoffiziere, meiner alten Bekannten aus Wilna, über die Atmosphäre und über die Suite, die den General umgibt, anhören müssen. Diese nehmen sogar ihre Malzeiten getrennt von den anderen ein: Der General ißt zu Mittag und frühstückt mit seiner Suite auf einer Glasveranda des Hotels (*gut, da es warm ist*), und der Stab speist in der Kantine, die in einem der Restaurants eingerichtet worden ist. Für mich scheint dies nicht ganz normal und für die gesamte Sache schädlich zu sein. Die Atmosphäre, die um den General herrscht, ist meines Erachtens auch die beneidenswerte. Am Tag nach unserer Ankunft, mußte ich zu meinem größten Erstaunen, schon am frühen Morgen auf dem Flur die Anwesenheit weiblicher Bedienung feststellen. Als ich weiter nach unten ging, konnte ich mich überzeugen, daß es nicht wenige waren. Offensichtlich hatte sich jemand, der sich in dieser Frage gut auskannte, ob es der schlaue Hotelbesitzer oder jemand Anderes war, darum gekümmert, daß hier junge hübsche Frauen auftauchten. Und ich bin ganz sicher, daß es keine richtigen Zimmermädchen waren. Man konnte es ihnen sofort ansehen, daß sie diese Arbeit eines Zimmermädchens zum ersten Mal verrichteten.

Möglicherweise hatte man sie in den Nähereien angeworben, weil dort die Arbeit während dieser Kriegszeit eingestellt war. Bald danach gab es von einigen Offizieren frivole

Bemerkungen und Erzählungen über pikante Erlebnisse und kritische Meinungen der anderen. Es ist selbstverständlich, daß die Stabsoffiziere bei der Bedienung durch ihre Offiziersburschen blieben und nur die Suite des Generals die weibliche Bedienung genossen hat, und das auf jede nur denkbare Art. Hinter vorgehaltener Hand erzählte man sich, daß nicht nur die jüngeren seiner Offiziere solche Bedienung in Anspruch genommen hätten, sondern auch die älteren und hochrangigen. Mich beschlichen bei einer solchen neuen Lebensart, die ich ständig beobachten mußte, eine ganz schlechte Stimmung und ein unangenehmes Gefühl. Ich empfand das Verhalten nicht nur als leichtsinnig und schlampig, sondern in diesen ernsten Kriegszeiten auch als völlig unzulässig. Gut, es gab Siege zu feiern, wir zogen mit Triumph durchs feindliche Land, alles war vorhanden, aber der Krieg und die Notwendigkeit immer auf der Hut zu sein, waren eine Tatsache.

Seite: 322

Es begann ein heimliches Rennen durch die Korridore, man hörte flüsternde Bitten, dies oder jenes Zimmer zu einer bestimmten Stunde nicht zu betreten. Wenn an einem Zimmer angeklopft wurde, wurde einem von drinnen bedeutet, daß es im Moment nicht möglich sei, die Tür zu öffnen, gleichzeitig ertönte ein unterdrücktes Mädchenlachen hinter der Tür. Mich ekelte das alles an. Die Tür der gesonderten Wohnung des Oberbefehlshabers blieb immer verschlossen, nur wenn er zum Essen herauskam oder um einen Spaziergang zu machen, dann öffnete sie sich. Eigentlich konnte es nicht sein, daß er von all dem nichts wußte, aber er unternahm auch nichts dagegen. Sein Verhalten kann ich mir nur dadurch erklären, daß er unter dem starken Einfluß seiner Umgebung stand. Offenbar hatte diese, die Notwendigkeit ihre Soldatenpflicht ehrlich und anständig zu erfüllen nicht ernst genug verstanden. Ihre Freundschaft hat dem General viel Böses angetan, davon bin ich ganz fest überzeugt!

Meine Wachsamkeit, die schon durch meinem früheren Dienst geprägt worden war, gab mir die Möglichkeit jede Veränderung zu bemerken. So registrierte ich, daß im Hotel einige mir unbekannte Personen einzogen. Es waren Zivilisten, die in der Administration des Hotels mitarbeiteten. Da über die gut organisierte Spionage der Deutschen ständig berichtet wurde, gefiel mir diese Änderung überhaupt nicht. Und so passierte es, daß der Hotelbesitzer, der einem Mitglied der General-Suite einen Gefallen getan hatte, diesen bat, Jemandem den Zugang zu allen Räumen des Hotels zu gestatten. Er versicherte, daß dieser Deutsche ein neuer, völlig zuverlässiger Hotelverwalter sei. Im Namen des Generals Rennenkampff wurde diesem Deutschen schließlich auch der Zugang gestattet.

Der angebliche Verwalter tauchte mit dieser umfassenden Genehmigung überall im Gebäude ungestört auf. Ich selbst habe ihn mehrmals auf den Fluren der Stockwerke, im Vestibül, in der Kantine, man kann sagen überall getroffen. Inzwischen hatte unsere Abteilung für Spionage einen Hinweis bekommen, daß der neue Verwalter (*er ist wahrscheinlich nie einer gewesen*) ein deutscher Spion sei. Unmittelbar nach diesem Hinweis verschwand das Subjekt. Was man von unserer Seite mit ihm gemacht hat, ist mir unbekannt geblieben. Ich wußte auch nicht, ob all das, was ich in Erfahrung gebracht hatte, der Wahrheit entsprach. Aber ich versuchte weiter es herauszufinden...

Daß das weibliche Element in Form von Stubenmädchen auf unseren Fluren Einzug gehalten hatte, reichte noch nicht aus, denn am Abend erblickte ich auch im Restaurant weibliche Bedienung. Meine Befürchtung war, das hier wird ein schlechtes Ende nehmen...

Die Zusammenarbeit der Begleiter des Generals von Rennenkampff wurde, wie ich bemerken konnte, immer angespannter, was mir ebenfalls mißfiel. Die ganze Klicke wurde mehr und mehr von einem unsichtbaren Netz von Intrigen umgarnt. Hier war alles möglich: Der Wunsch einen näheren und dementsprechend besseren Platz an der Seite des Generals einzunehmen, das Streben ausgezeichnet zu werden, die Lust Streit zu verbreiten, und bei Einzelnen einfach, wie die Franzosen sagen: „lèsprit de l'intrigue“.

Seite: 323

An dieser Stelle ist es auch notwendig, ein paar Worte zu unserem Verhalten zur deutschen Bevölkerung, zu den Direktiven, die herausgegeben wurden und über das Verhalten der Bewohner zu uns zu sagen. Zur Zeit weiß ich es nicht mehr genau, ob es schon in Werschbolow oder erst in Insterburg war, als der General bekannt machen und in zahlreichen Proklamationen verbreiten ließ, daß unser Kampf sich nicht gegen die Zivilbevölkerung sondern ausschließlich gegen die reguläre deutsche Armee zu richten habe. Er forderte die Bewohner auf, in ihren Häusern zu bleiben und ihren gewohnten Tätigkeiten weiter friedlich nachzugehen, sofern jemand von den Bewohnern den Wunsch habe, wegzuziehen, so dürfe er dieses ohne weiteres tun. Er versprach den Leuten jede Unterstützung und Schutz vor Plünderern zu und versicherte, daß diese streng bestraft würden. Alles, was beschlagnahmt oder benötigt werde, solle bezahlt werden und so weiter.. Die Bewohner, die anfangs ihre Wohnungen und Häuser verlassen hatten, kehrten tatsächlich zurück. Genau so human zeigte sich der General auch den Stadtbewohnern gegenüber. Ich weiß nur nicht, wie nutzbringend sich dieses Verhalten auf unsere Kriegserfolge ausgewirkt hat. Langsam normalisierte sich das Leben in der Stadt: Geschäfte wurden geöffnet, vormals heruntergelassenen Vorhänge und Rolläden wurden nach und nach hochgezogen, Passanten kamen auf die Straßen. Ganz offensichtlich war bei den Insterburger Händlern schon lange nicht mehr so viel los gewesen.

Der Handel blühte, obwohl die Preise erheblich gestiegen waren. Einige Deutsche schafften es sogar, für abwesenden Kaufleute Umsätze zu tätigen. Auf Erlaß des Gouverneurs wurden auch jene Geschäfte geöffnet, deren Besitzer nicht anwesend waren. Verkäufer, die in diesen Läden früher tätig waren, wurden hinter die Ladentheken gestellt und verkauften die vorhandenen Waren unter der Aufsicht der Stadtpolizei für von der Stadt festgelegte Preise. Bei Bummeln durch die Stadt konnte ich sehen, daß es den Stadtbewohnern nicht schlecht ging, daß ihnen kaum etwas fehlte. Doch an den langen Schlangen vor den Schuhläden, erkannte ich, daß es nicht genug an Schuhzeug in der Stadt zu kaufen gab. Den Stadtbewohnern ging es also relativ gut. Von der Frontlinie aber überbrachte man immer wieder Gerüchte, daß hier bei uns Spionage weit und breit praktiziert würde und daß die Bevölkerung ihre eigene Armee mit allen Kräften unterstütze. Ganz besonders erstaunten mich die planmäßigen Brandstiftungen in der Stadt. Es wurde erzählt, daß das Feuer mit besonderen Ziel gelegt werde, um den eigenen Truppen einen Hinweis zu geben, wo und wie die Zersetzung unserer Truppen durchgeführt werde solle...

18. - 21. August.

Gegen 5 Uhr nachmittags bekam ich den Auftrag, für den Stab einige Pakete mit wichtigen Unterlagen zu befördern. Der Auftrag war mir äußerst unangenehm. Das lag nicht daran, daß ich Angst hatte, mein Leben zu riskieren: Denn das hatte ich bis jetzt noch kein einziges Mal machen müssen, in der Tat wußte ich auch nicht, wie hoch das Risiko wirklich war, sondern es geschah mehr aus Eigenschutz: Was wird wohl werden, wenn ich den Auftrag nicht erfüllen kann?

Seite: 323

Zudem wurde mir klar, daß ich mich nach der Landkarte kaum orientieren könne, und somit bekam ich Angst, die gesuchte Kavallerie-Einheit nicht finden zu können. Unsere Kavallerie ist am beweglichsten und hält sich immer nur für kurze Zeit an dem einem oder anderen Ort auf.... Auch noch aus einem anderen Grunde war ich stark erregt, man hatte mich nämlich im Stab sehr lange aufgehalten. Ich wurde von einer Stabsabteilung zur anderen geschickt: Zuerst zum General-Quartiermeister, dann zur Abteilung Berichterstattung, zu den Topographen, wieder zurück in die Berichterstattung und schließlich zum Stabschef selber, der mir dann die endgültige Aufgabe erteilte und vier deutsche Landkarten mitgab.

Endlich, es war schon gegen Abend, konnte ich losfahren. Der Automobil fuhr recht schnell wie auf einem Parkettboden. Die deutschen Straßen sind ausgezeichnet, nicht nur die Chausseen, sondern auch die Landstraßen: Sie sind breit, ohne Beulen und Löcher, gut gepflegt und an beiden Seiten wachsen Bäume. An dieser Stelle muß erwähnt werden, daß uns die Deutschen die Orientierung auf ihren Straßen leicht machten: Überall standen Schilder mit Ortsnamen, sogar an den kleinsten Dörfern. Ich weiß nicht woran es lag: Offenbar hatten sie es bei ihrem schnellen Rückmarsch nicht geschafft, diese Schilder abzubauen, vielleicht aber sind sie überhaupt nicht auf eine solche Idee gekommen. Übrigens, diese Schilder konnten uns nur dann behilflich sein, wenn man die deutsch Schrift lesen und verstehen kann. Wie unsere Truppen damit fertig wurden, ist für mich immer noch ein Rätsel. Es gab begeisterte Berichte darüber, wie der eine oder der andere Kurier, den Einheiten und Truppen, die sich in großer Entfernung vom Stab und in ganz unbekannter und fremdsprachiger Gegend befanden, in kürzester Zeit wichtige Pakete und das auch noch zu Pferde zugestellt hatten. Mir erschien es ziemlich unsicher und sogar riskant zu sein, die Bewohnern nach dem richtigen Weg zu fragen, sie könnten mich mit Absicht in die falsche Richtung schicken. Trotz all dieser Schwierigkeiten kamen unsere Soldaten gut damit zurecht die Wege zu finden. Besonders geschickt erwiesen sich dabei unsere Kosaken, die entsprechend ihrer ureigensten außergewöhnlichen Instinkte handelten...

Schon unmittelbar vor der Stadt stieß ich auf ein besonderes Hindernis, das mich zum Überlegen und Nachdenken brachte. Alle Straßen, die doch als Verbindungslinien und für den Vormarsch unserer Armeen dienen sollten, waren überfüllt mit Einwohnern, die in ihre Dörfer und Städte, in ihre Häuser und Wohnungen zurückkehrten. Zu Beginn des Krieges waren diese Menschen aus ihren Orten geflohen und den deutschen Truppen in die Tiefe des Landes gefolgt. Alle waren vor uns „Barbaren“ weggelaufen. Dann aber kam von unserer Seite das Angebot, allen Bewohnern Schutz zu geben, wenn sie in ihre Häuser und zu ihrer friedlichen Tätigkeit zurückkehren würden. Zur Rückkehr der Bewohner hat wahrscheinlich auch die deutsche Regierung durch ihre weise Empfehlung, dieses Angebot anzunehmen, beigetragen

Durch dieses Angebot war die Bevölkerung, die nicht nur ihre Häuser, sondern auch ihren gesamten Hausrat, ihr Vieh und all ihre Vorräte zurückgelassen hatte, beruhigt und dazu bewegt worden, sich in die Heimaterde zurück zu begeben. Die Menschen marschierten in langen Reihen oder fuhren mit manchmal von 4 Pferden gezogenen riesigen verdeckten Packwagen, mit Leiterwagen, aber auch mit teuren Kutschen, viele gingen zu Fuß und führten ein Pferd an der Leine oder trieben Vieh vor sich her. Auf den Straßen herrschte volle Unordnung, mitunter bewegte sich der Menschenstrom in vier Kolonnen, wodurch die Landstraßen in ihrer vollen Breite eingenommen wurden. Zum Beispiel konnte ich die folgenden Begebenheiten beobachten: Ein Artillerie-Geschütz befand sich auf dem Transport, hinter ihm eine Infanterie-Einheit, es folgte eine Marschschwadron und all diesen kam eine Gruppe von zurückkehrenden Flüchtlinge entgegen. Wenn man mit seinem Automobil in ein solches Durcheinander gerät, so ist das ein Elend. Die Pferde scheuten, die Karren der Zurückkehrenden mußten in drei Kolonnen ausweichen, in der Luft hing ein mächtiges Schimpfen und Stöhnen. Mit Sicherheit gehen bei dieser Art der Fortbewegung schnell kostbare 5 oder auch 10 Minuten Zeit verloren. Schnell schlichen sich dann auch folgende Gedanken ein: Ob es wohl gut ist, daß die Heimkehr der Flüchtlinge so gefördert wird? Ob die Gerüchte stimmen könnten, daß die Bevölkerung uns gegenüber ziemlich feindlich ist, daß es möglich ist, daß die Heimkehrer in ihren verdeckten Wagen, nicht nur Brieftauben befördern, die dem deutschen Kommando aus dem Hinterland der Front Berichte über die Lage unserer Armeen bringen könnten oder auch Waffen und verkleidete deutsche Soldaten unter dem Stroh transportieren?

Das Nachrichten-Paket, das ich dem General **Scheidemann** zugestellt hatte, war tatsächlich äußerst wichtig. Er enthielt den Befehl, an den o.a. General, er solle das Kommando über die zweite Armee und zwar die des gescheiterten General **Samsonow**, übernehmen.

21. August

Heute (21. August) erfuhr ich, daß diese 2. Armee eine schwere Niederlage hinnehmen mußte, ihre Verluste waren enorm, fast zwei Korps wurden völlig vernichtet und, daß der General Samsonow, weil er diese Schande nicht habe ertragen können, sich angeblich erschossen habe. Wie man mir erzählte, wäre es zu dieser Niederlage nicht gekommen, wenn die Verbindung zwischen den Einheiten besser organisiert gewesen wäre. Dabei wurde erwähnt, wieviel Beachtung der General Rennenkampf schon bei friedlichen Manövern der Bedeutung der guten Verbindungen zwischen den beteiligten Truppenteilen beigemessen hat, wie streng er diejenigen bestrafte, die nicht gut genug in dieser Hinsicht handelten.

In vorliegenden Fall war Folgendes geschehen (*so wurde es mir jedenfalls erzählt*): **Samsonow** kämpfte mit seinen 5 Korps gegen 8 Korps der Deutschen. Eines unserer Korps, ich glaube es wurde das 17. Korps erwähnt, wurde unter starkem Druck des Gegners von der Flanke abgedrängt, gleichzeitig griff die deutsche Kavallerie in der Mitte an; unsere Einheiten kamen dadurch in die Zange und wurden von zwei Seiten beschossen. Dies führte zu einem hastigen und ungeordneten Rückzug unserer Korps... Es stimmte mich sehr traurig, all dieses über unserem ersten großen Mißerfolg hören zu müssen!..

General **Scheidemann** ließ durch mich dem Oberbefehlshaber Rennenkampff berichten, daß er mit großem Bedauern die 1. Armee verlassen würde. Daraufhin wurde ich zum Stabschef gerufen. Dieser unterhielt sich recht lange mit mir, er bat mich, den General-Quartiermeister über verschiedene wichtige Probleme in Kenntnis zu setzen. Vor allem forderte der General von **Kolen**, der General-Quartiermeister solle gegen folgende sehr schädliche und gefährliche Erscheinungen so schnell wie möglich vorgehen und strengste Maßnahmen ergreifen. Längere Beobachtungen hatten nämlich ergeben, daß der Telegraph in dem Gebiet, in dem das 2. Korps lag, äußerst schlecht und auch falsch funktionierte. In verhältnismäßig gutem Zustand waren nur die militärischen Verbindungslinien. Man hatte herausgefunden, daß es sich um Sabotage handelte: Auf der ganzen Telegrafien-Verbindung der deutschen Linie Insterburg-Nordenburg fand man ableitende Drähte, die tagsüber einfach frei hinunterhingen, nachts aber in den Boden gesteckt wurden, um den Strom der Linie zu schwächen oder umzuleiten. Die Verursacher waren deutsche Bürger, die mit Fahrrädern unterwegs waren. Deswegen konnte man sie äußerst schwierig an Ort und Stelle ertappen und festnehmen. Die Zentren, von denen solche „niederträchtigen Taten“ gegen unsere Armeen gesteuert wurden, waren nach Aussage des General **Kolen**, die Burg Letzen (*an den Masurischen Seen*) und die Stadt Rastenburg. Der General selber war auch vom Vorhandensein von Untergrundtelefonen und von ihrem Funktionieren überzeugt. Deswegen gab er den Korps die Anweisung: Nach den vermuteten Untergrundleitungen zu suchen, sollte eine solche Leitung gefunden werden, sei sie sofort zu vernichten und darüber Bericht zu erstatten.

22. August.

Unsere durch die herben Verluste unserer zweiten Armee ein wenig verdorbene Stimmung, wurde durch ein Telegramm vom Kriegsgeschehen in Galizien wieder aufbessert. Übrigens, gestern besuchte mich der Oberst G., mein alter Freund, den ich aus dem früheren Dienst im Grodnenski Regiment kenne. Er ist zur Zeit Stabschef einer Kavalleriedivision. Er erzählte mir von einem Brief seines Bruders, der sich im Stab einer der Divisionen befindet, die unmittelbar gegen die Österreicher kämpfen. Deren Kavallerie sei nicht einmal mit Bajonetts ausgerüstet, hinzu käme, daß die meisten Offiziere, allerdings nur unterhalb des Majorsranges Juden seien. Große Angst hätten die Österreicher vor unseren Bajonetten (*Piken, Lanzen*)! Es sei schon üblich geworden, daß die österreichische Kavallerie unseren Attacken nichts mehr entgegen zu setzen hätte. Fast immer, wenn sie unsere Kosaken Lava mit eingelegten Lanzen in der Hand herannahen sehen würden, so seien ihre Offiziere die ersten, die sich mit vors Gesicht geschlagenen Händen abwenden und davon reiten würden und die ihnen unterstellten Soldaten würden ihnen folgen. Wenn unsere Kavalleristen die Fliehenden dann einholen würden, so käme es meistens zu deren völligen Vernichtung. Was die Attacken anbetrifft, so sind sich unsere Kavalleristen in ihrer Durchführung inzwischen so sicher geworden, daß sich sogar eine reitende Patrouille in Stärke von nur 10-12 Mann mutig gegen eine ganze feindliche Schwadron werfen und fast immer erfolgreich beenden kann.

Seite: 326

Wie bewundernswert doch diese Deutschen leben. Wie ordentlich doch alles aussieht: Stein paßt zu Stein, alles ist sauber, Alles paßt zu Allem. Wie gut ihre perfekt geplanten breiten Straßen aussehen. Gehwege, die sehr wohl auch in unseren Hauptstädten Eindruck machen würden. Ansehnliche Gebäude; überall Blumengärten, kleine und größere Parks; vor den Häusern wundervolle Blumenbeete; All dies, muß ich ehrlich sagen, macht auf mich einen höchst wohlwollenden Eindruck. In dem Garten, in dessen Nähe jetzt unser Lazarett eingerichtet worden ist, sind alle Bäume mit kleinen Tafeln versehen, auf denen steht, zu welcher Baumart dieser Baum gehört und wann er angepflanzt worden ist; mit Erstaunen sieht man, mit wieviel Liebe dieser Garten angelegt und gepflegt wird, nicht schlechter als eine speziell angelegter botanischer Garten.

Durch unser Einrücken waren die Deutschen gezwungen worden, die Stadt ausgesprochen schnell zu verlassen. Dieses bewiesen große Mengen der verschiedensten Vorräte, die sie in ihrer Stadt zurücklassen mußten: Es waren volle Proviant- und Fouragelager, die bis unters Dach mit Stroh, Heu und Hafer gefüllt waren. Steinkohle lagerte am Bahnhof in großen Haufen. Ebenfalls war in der Stadt umfangreiches persönliches Eigentum der Bürger zurückgeblieben, es war überhaupt nicht zu übersehen, daß die Bewohner alles Hab und Gut einfach stehen oder liegen lassen mußten. In unserem Hotel, zum Beispiel fanden wir im Schrank in einem der Zimmer die vollständige Uniform eines Kurrassir - Offiziers vor: Bestehend aus Mantel, Kittel, Reithosen, Schildmützen sowie einen Helm. Hunderte von nicht abgeschickten Soldatenbriefen lagen in den Kasernen. Im Hauptquartier des Ulanen Regiments hatten die Deutschen es nur noch geschafft, die teuren Möbel, die Bilder und das Geschirr in einem Zimmer zusammenzustellen. Eine Holztafel, auf der die teuersten und prachtvollsten Waffen aller befestigt waren, war hängen geblieben und schmückte eine der Wände im Vestibül. Das ihnen gehörende Silber (*Geschirr und Bestecke*), wovon es eine beträchtliche Menge gab und welches sehr schön aussah, hatten die Ulanen bei der örtlichen Ostbank hinterlegt. Dieses aber wurde zusammen mit einer geringen Menge Gold von den Unserigen aus der Bank geholt und nach Dwinsk oder Riga geschafft. Um an die Schätze heranzukommen, war es nötig gewesen, die Tresore und die Schutzräume der Bank zu sprengen.

Es ist Abend und ich sitze wieder vor meinem Tagebuch. Vor allem beabsichtige ich heute ein paar Zeilen über unsere Soldaten niederzuschreiben. Unser russischer Soldat ist einmalig in der Welt, er besitzt solche herausragenden Eigenschaften, die, da bin ich ganz sicher, kein ausländischer Soldat aufweisen kann. Er ist ausgestattet mit einer übermenschlichen Ausdauer sowie mit einem bewundernswerten Mißachten der Gefahr. Seine gute Laune und seine Heiterkeit verlassen ihn nicht einmal in den ernstesten Momenten. Diese Eigenschaften hängen aber auch von den Vorgesetzten ab. Daher ist es unverantwortlich, wenn ein Kommandeur diese physischen und psychischen Kräfte, die in jedem unserer Soldaten schlummern, nicht schätzen und nicht nutzen kann. Da unser Soldat sehr sensibel ist, spürt er die feinsten Verhaltensmuster des vor ihm stehenden Kommandeurs.

Seite: 327

Ich bin der Ansicht, daß dann wenn man einem Soldaten gegenüber Strenge zeigt, ihn aber gleichzeitig nicht als eine gehorsame Maschine betrachtet, sondern den Menschen in ihm sieht und ihm das auch zeigt, daß das die beste Art ist, mit ihm umzugehen. Für einen

Kommandeur, der nicht nur streng und anspruchsvoll gegenüber seinen Untergebenen ist, sondern ihnen in kleinen und größeren menschlichen und dienstlichen Dingen zur Verfügung steht, für einen solchen Vorgesetzten wird seine Truppe ohne zu zögern durch Feuer und Wasser gehen. Es ist klar, daß vieles vom Vertrauen zu seinem Kommandeur abhängt: Ein Teufelskerl, der ohne gewissenhafte Vorsicht handelt, weckt auch keine besondere Begeisterung bei seinen Soldaten, verstandesmäßige Tapferkeit des Kommandeurs aber, seine Gelassenheit und Entschlossenheit, sein Können im richtigen Moment eine richtige Lösung zu finden und die notwendige Entscheidung zu treffen, - das bedeutet für den Soldaten alles. Ebenso beachtlich ist, wie unser russischer Soldat, in der schwierigsten Situationen, in denen er sich auch befinden mag, noch lustig sein kann, wieviel Humor er besitzt, wenn er in voller Ausrüstung auf dem anstrengendsten Marsch ist, auch dann kann er noch scherzen und lachen ohne Ende. Die beste Arznei für unsere Soldaten, wenn sie müde werden, - ist sie aufzumuntern. Beim Vormarsch treten sie oftmals so auf, als ob sie an einer Feier in ihrem Dorf teilnehmen würden. Der eine hat seine Schildmütze sorgfältig in der Hand, auf dem Kopf aber trägt er einen riesigen Strohhut mit einer rosa Schleife, der andere ist stolz auf sein erbeutetes deutsches Seitengewehr, das er am Gürtel trägt, der dritte führt einen Hund an der Leine, benutzt dabei als Halsband eine grelle zweifarbige Degenquaste eines deutschen Unteroffiziers. Alles, aber auch Alles finden die Marschierenden witzig, besonders angetan haben es ihnen die Hupen der Automobile. Sobald eine Hupe sich wie ein heiserer Husten anhört, dann lassen sie endlose Bemerkungen und Scherze darüber fallen. Und jede der Kolonnen hat ihre eigenen Spaßvögel, echte Talente, die von ihrem „Publikum“ sehr geschätzt und animiert werden. Einmal konnte ich einen solchen Spaßvogel kennenlernen. Er war für den Vormarsch bestens ausgerüstet, er hatte irgendwo einen Kinderwagen aufgetrieben, in den er seine Ausrüstung, sein Gewehr, seinen Uniformmantel und seinen Ranzen einlud und marschierte so viel leichter. Den ganzen Weg verstand er es witzig darüber zu berichten, wie er an den Wagen herangekommen sei, er umrahmte seine Geschichte mit derartigen Witzen, daß seine Kameraden sich vor Lachen nicht halten konnten; die Offiziere lachten mit...

Also, überall und bei Allem, ob er sich in einer Gefechtsposition unter dem Gegenfeuer des Feindes befindet, beim Rasten oder auf einem Vormarsch, unser russischer Soldat ist einmalig und durch niemand zu ersetzen!..

Leider aber waren auch in diesem Krieg im Laufe der Zeit Nachlässigkeit und Unordnung aufgetreten. Noch vor Beginn des Krieges hatten unserer Regierenden ohne berechtigten Grund verkündet:

„So, jetzt haben wir vor niemand mehr Angst, keine ausländische Macht kann uns noch einmal überraschen. Der japanische Krieg war für uns eine gute Lehre!“ ...

Die heutige Wirklichkeit aber sieht anders aus. Wir verfügen zwar über eine genügende Anzahl von Geschützen, allerdings mangelt es an Artilleriegeschossen, Transportwagen und Lafetten; selbst den Soldaten wird empfohlen, mit Patronen sparsam umzugehen. Deshalb ist es in all unseren Gefechtsstellungen nicht zu überhören, daß dem gegnerischen Feuer nicht mit voller Vehemenz geantwortet wird.

Mit unserer Luftwaffe ist auch nicht weit her; denn an der vordersten Front sind Flugzeuge kaum zu entdecken; Die Flugsoldaten rechtfertigen sich immer wieder damit, ihnen seien die Hände gebunden, weil unsere Maschinen nichts taugen. Kettenfahrzeuge stehen uns ebenfalls nicht zur Verfügung, obwohl sie dringend notwendig wären! Die Deutschen setzen ihre Panzerfahrzeuge in allen Frontabschnitten ein, und ich muß sagen, daß die Wirkung dieser Waffe tödlich und sehr zerstörerisch ist. Wer all diese Mängel zu verantworten hat, wird man wohl erst in der Zukunft erfahren. Es wird erzählt, - obwohl man nicht allem glauben darf - , daß der Kriegsminister, General **Suchomlinow**, auf eine Bemerkung, daß in unserer Armee mehr Panzerfahrzeuge zum Einsatz kommen müßten, lachend erwidert habe, diese Fahrzeuge seien für unserer Armee gut einsetzbare Geräte, allerdings nur in Friedenszeiten.

Es war allseits bekannt, daß sich der General schon vor dem Krieg als Kenner des Automobilwesens präsentiert hatte, folglich wurde in den Zeitungen oftmals über seine Besuche bei den motorisierten Autoeinheiten berichtet. Offenbar war er schon damals zu der Einsicht gelangt, daß solche Fahrzeuge zwar als Transportmittel gut geeignet seien, nicht aber als Angriffs- oder Verteidigungswaffen. Kein Militärfachmann hätte gewagt, ihm zu widersprechen. Oh Gott, oh Gott, wann wird wohl bei uns alles ordentlich und richtig gehandhabt? Oder, wenn man die Aussagen der hohen Kommandeure in Betracht zieht. Sie regten sich gewaltig auf und verkündeten laut:

“Genug mit den alten Vorschriften, laßt die jüngeren Talente nachrücken, achtet dabei nicht nur auf die Dienstjahre, sondern vor allem darauf, welche Fähigkeiten der Kommandeur besitzt und was er tatsächlich kann!“

Wie aber sieht es heute aus? Unsere Generäle sind betagt: Sie haben ein Alter von 74, 68, 67 Jahren, übrigens sie sind „alle“ über 60. Das erinnert unwillkürlich an eine Karikatur aus der Zeit des Russisch-Japanischen Krieges, die die Berufung eines schon älteren Generals für einen der höchsten Posten darstellte: Auf einem Friedhof suchen Leute mit Laternen in der Hand nach etwas, schließlich stoßen sie bei ihrer Suche auf ein halb zugeschüttetes Grab, aus dem ein mit Stiefel und Sporen bekleideter Fuß hinausragt, eine Generalsuniform ist ebenfalls zu erkennen. An diesem Fuß wird der General aus dem Grab gezogen, um den hohen Posten zu besetzen. Irgendwie erscheint mir das ziemlich demütigend zu sein!!!

Um 4 Uhr nachmittags fuhr unser Oberbefehlshaber zum Stab des 3. Korps zu einer Sitzung der Georgiewsker Duma. Bis dorthin waren es ungefähr 25-30 Kilometer. Das Korps war südwestlich von Insterburg stationiert. Während die Duma-Sitzung stattfand, diskutierten die anderen Stabsoffiziere, die sich in dem davor liegenden Park versammelt hatten, das Thema „Ordensverleihung und Beförderung im Krieg“. Dabei ging es um die höchsten Auszeichnungen.

Einige Stabsoffiziere beschwerten sich darüber, daß sich die Infanterie in dieser Hinsicht ziemlich hintergangen fühle. Die überwiegende Mehrheit teilte dies Meinung und stell-

te fest, daß nur sehr wenige derjenigen Soldaten, die die Kämpfe am 4. und 7. August unbeschadet überstanden hatten, jetzt auch zur Beförderung vorgeschlagen worden seien. Diejenigen Offiziere, die sich in dieser Materie gut auskannten, berichteten, daß alles nur an den Kommandeuren der Infanterie liege, denn diese hätten eine solch große Furcht vor dem Oberkommando, daß sie es lieber nicht wagen würden, irgendjemand zur Auszeichnung vorzuschlagen, als vielleicht langatmige Erklärungen und Beweise abgeben zu müssen.

Es stellte sich heraus, daß die Helden dieser beiden o.a. Schlachten nur einzeln für die eine oder die andere herausragende Leistung ausgezeichnet wurden, kein einziger von ihnen war für seine heldenhaften Taten in beiden Schlachten für eine Auszeichnung vorgeschlagen worden, wie sie es in der Tat verdient gehabt hätten. Man konnte sich die Denkweise des betagten Regimentschefs nur folgendermaßen vorstellen, vermutlich dachte er: "Warum Auszeichnungen ?, sie bringen den Vorgesetzten nur mehr Arbeit; oder – sieh mal an, wie viele Soldaten er für Auszeichnungen vorschlägt; oder – was noch schlimmer wäre – was man überhaupt nicht glauben oder vermuten würde:- Er schlägt Soldaten für Auszeichnungen vor, nur um sich selbst wichtig zu machen..."

Der persönliche Besuch des **Generals Rennenkampff** bei der 27. und 28. Division hatte auch nicht viel geholfen, obwohl er die Divisions-Kommandeure mehrmals und dringend aufgefordert hatte, bei den Vorschlägen zur Auszeichnung von Soldaten nicht geizig zu sein. Unsere Kommandeure gingen wirklich nicht sehr großzügig mit Belohnungen um. Aber es gab unter unseren Offizieren und Soldaten echte Helden.

Ich möchte an dieser Stelle über zwei Offiziere des 107. Troizker Regimentes berichten. Zu meinem Leidwesen kann ich mich nicht mehr genau erinnern, in welchem der Kämpfe, am 4. oder 7. August ihre Heldentaten vollbracht wurden, ich denke aber das ist auch nicht so wichtig. Ich schreibe die Geschichte so auf, wie ich sie gehört habe. Folgendes war geschehen.

In einer der Kompanien hatten nur sieben Soldaten und ein Offizier, der Stabskapitän G., die Schlacht überlebt. Dieser Stabskapitän G. vollbrachte für seine Soldaten das nur erdenkbare Mögliche, ja sogar das Unmögliche: Er half dabei, die steckengebliebenen Kanonen zu bergen, leistete den Verwundeten noch auf dem Schlachtfeld erste Hilfe, war während der ganzen Schlacht bei seinen Soldaten und spornte sie durch sein mutiges Vorbild an, er förderte dadurch ihren Kampfeswillen und ihre Kampfkraft. Dieser tapfere Offizier aber, der ein gutes Vorbild für alle war, der während der Schlacht an der Seite seiner Soldaten gestanden hatte, die ansehen mußten, wie fast ihre gesamte Kompanie fiel und deshalb unter schrecklichem Schock standen, wurde nur mit dem Orden des „St. Stanislaw“ ausgezeichnet, den er jedoch schon längst besaß. Obwohl ich in dieser Hinsicht wenig Ahnung habe, bin ich der Meinung, daß diese Auszeichnung einfach zu gering war! In Übereinstimmung mit mir äußerten sich auch die anderen Offiziere, als sie diese Geschichte hörten.

Zweites Beispiel: In demselben Troizker Regiment war der Kommandeur der Maschinengewehr Einheit gefallen und der Unteroffizier P. hatte während des Kampfes das Kommando übernommen. Er selbst wurde zweimal verwundet, am Arm und an der Brust, verließ aber das Schlachtfeld nicht, blieb auf seinem Posten und kommandierte seine Soldaten bis die Schlacht beendet war.

Obwohl seine Wunden nicht einmal geheilt waren und er sich vor Schwäche kaum auf den Beinen halten konnte, war er bereits heute wieder dienstbereit und wollte in sein Regiment zurückkehren. Von den anderen Offizieren aber wurde ihm geraten, sich wenigstens hier beim Armeestab noch kurze Zeit zu erholen und solange abzuwarten, bis sich seine Wunden wenigstens zugezogen hätten. Darauf aber antwortete er, daß es ihm peinlich sei, hier zu sitzen und abzuwarten, wo seine Kameraden da vorne an der Front kämpften. Und wie bescheiden diese grauen Infanterie - Helden sind! Der Offiziersstab hatte dem Unteroffizier P. angeboten, in der Offiziers-Kantine zu Mittag zu essen. Darauf antwortete er, daß es ihm unangenehm wäre, mit den vielen höheren Offizieren an einem Tisch zu sitzen, er sei es nicht gewohnt, sich unter den Augen der Kommandeure zu bewegen.

24. August.

Beinahe hätte ich vergessen, die Kriegsmethoden der Deutschen zu beschreiben. Zwei Motorradfahrern aus der Kavallerietruppe von Ch. - N. wurde befohlen, die Verbindung zwischen den Kompanien aufrecht zu erhalten. Weder der eine noch der andere Motorradfahrer kehrten zurück. Einer von ihnen war spurlos verschwunden, der andere wurde später tot aufgefunden. Er lag da mit einer riesigen Schußwunde, sein Bauch war aufgeschlitzt, seine inneren Organe lagen neben ihm. Unser Kommandeur der Feldgendarmen Schwadron Oberstleutnant N. bekam gestern ein deutsches Patronenmagazin mit 5 Patronen geschenkt, sie enthielten die Inschrift „Dumm, Dumm!“.

26. August.

Gegen Mittag begleitete ich den General Rennenkampff bei seinem üblichen Spaziergang durch die Stadt. Als wir in ein Ladengeschäft eingetreten waren, gab er seinem Adjutanten W. den Befehl, nach Tilsit zu fahren. Dieser wandte sich an mich und bot mir an, mitzufahren. Wie mir erst später bekannt wurde, war der Anlaß für diese Entscheidung des Generals der, daß es Gerüchte gab, daß der dortige Stadtkommandant große Schwächen zeigte und die Bewohner sehr frech und ungehorsam seien.

Mein erster Eindruck von Tilsit war der, daß ich mich dort äußerst unwohl fühlte. Spontan stieg in mir sogar das Bedürfnis nach oben, mich bei irgendeinem Schutzsoldaten zu melden, mich zu entschuldigen, meinen Reisepaß vorzulegen und ihm meiner loyalen Reisepläne zu versichern. In solch starkem Masse beunruhigte mich das vor mir liegende Erscheinungsbild der Stadt, das auf keinerlei Anwesenheit russischer Besatzungstruppen schließen ließ. Schon im ersten Vorort wunderte ich mich über den dort herrschenden lebhaften Straßenverkehr, in keiner preußischen Stadt hatte ich vorher etwas Ähnliches erlebt. In der Stadt selber war der Straßenverkehr noch stärker. Eine große Anzahl von Passanten konnte ich dort erblicken; alle Geschäfte waren geöffnet; die Straßenbahn fuhr mit vollem Einsatz. Bisher war mir noch kein einziger russischer Militarist begegnet. Dagegen aber erkannte ich ein paar verkleidete deutsche Offiziere, ich konnte mich keinesfalls täuschen, denn sie waren an ihrer Haltung und ihren Manieren leicht zu erkennen. Diese Feststellun-

gen konnte ich nicht bei mir behalten und teilte meine Beobachtungen deshalb meinen Begleitern mit.

Seite: 331

Mir kam sogar über die Lippen: " Oh Gott, ist denn die Stadt tatsächlich von unseren Truppen besetzt, was mag passieren, wenn unsere Soldaten die Stadt aus irgendwelchen Gründen verlassen haben; das wäre aber eine dumme Geschichte, wenn man uns jetzt festnehmen würde!"

Es war zu spüren, daß alle, die mit mir im Fahrzeug saßen, sich bedrängt und unwohl fühlten. Leichter wurde es für uns erst, als wir auf einem der Stadtplätze zunächst beinahe mit der Straßenbahn kollidiert wären und Gott sei Dank kurz darauf auf unsere Grenzschutz - Truppe trafen. Ein braver Unteroffizier erklärte uns den Weg zur Verwaltung der Kommandantur. Anschließend fuhren wir die Hauptstraße der Stadt entlang, die von den Passanten und Geschäftsleuten überfüllt war. Unterwegs entdeckten wir zwei vorbeigehende russische Offiziere und vor einem Restaurant mit einer großen Veranda, auf der sich lauter Deutsche befanden, sahen wir ein Auto mit einem Fähnchen, das offenbar zu unserer Division gehörte. Der Kommandant versicherte uns zu allererst, daß die Einwohner nicht nur ganz korrekt seien, sondern gehorsam und zuvorkommend, daß die ganze Stadt nach Waffen durchsucht worden sei und daß alle Waffen, die bei den Waffenhändlern beschlagnahmt worden waren widerstandslos abgegeben worden seien; daß es in der Stadt eine große Anzahl von Fahrrädern gäbe sowie einige wenige Autos, die jedoch alle defekt und deshalb nicht zu gebrauchen seien.

Des weiteren unterhielt ich mich mit einem Fahrer aus einer unserer Divisionen, die zum Teil schon in Tilsit eingetroffen war zum andren Teil aber erst auf dem Weg hierher waren. Von ihm hörte ich, daß es in der Stadt eine große Anzahl von Automobilen geben solle, nur seien sie alle gut versteckt worden. Wie wahrhaftig sich doch solche Soldateninformationen erweisen !

Kurze Zeit später stellte sich heraus, daß die 27 Kisten mit sogenannten „Trophäen“, die aus Landkarten, Gemälden und einer Bibliotheks - Sammlung des Dragoner - Regiments bestanden (also alles, was man uns zur Weiterleitung an unseren Offiziersstab mitgegeben hatte), nur noch zu einem kleinen Teil vorhanden war, ebenfalls das was man sonst gebrauchen konnte und was man mit genug Energie und Willen erbeuten konnte.

Der Adjutant des Oberbefehlshabers W. schlug mir auf der Stelle vor, in die Stadtkasernen zu gehen, um dort alle Karten, die aufzutreiben wären, einzusammeln. Der Kommandant selber aber war grundsätzlich dagegen, er meinte, daß dies eine unnötige Zeit- und Kraftverschwendung bedeuten würde, daß alle Karten bereits beschlagnahmt worden seien und ich sowieso nichts finden würde. Als ich dann trotzdem nachforschte, fand ich eine Menge deutscher Feldkarten, die ich sofort zum Offiziersstab brachte. Viele davon konnten wir später bestens verwenden. Die Karten, die sich in den Kisten befunden hatten, waren veraltete russische Karten und von ganz anderen Gegenden, wie zum Beispiel - Wilnenski und Kowenski, die für uns in dem Moment völlig unwichtig waren.

Seite: 332

Leider hatte ich kaum eine Möglichkeit, das Leben in der Stadt genauer zu beobachten. Fast die ganze Zeit verbrachte ich in den Kasernen, ausgenommen die eineinhalb Stunden, in denen ich mich eine halbe Stunde lang mit dem Kommandanten unterhalten hatte und dann, als ich später im Hotel „Königlicher Hof“ zu Mittag gegessen habe, das zum „Hotel de Russie“ umbenannt worden war, (man konnte noch deutlich die Spuren des alten Schildes sehen).

Mir bot sich unter anderem auch die Gelegenheit, das Garnisonsleben der deutschen Soldaten kennenzulernen. Die Kasernenräume sind zwar nicht groß, aber gut ausgestattet, überall herrscht Ordnung: sogar die kleinen Wandschränke für die persönlichen Sachen der Soldaten weisen aparte Fächer auf und sind mit Schlössern versehen; Man kann eine große Sorge um das persönliche Habe der einzelnen Soldaten erkennen. Aber der äußere Zustand der Kasernen wies darauf hin, in welcher Hast sie von den Deutschen verlassen worden waren. Zahlreiche zurückgelassene Uniformen, Helme und persönliche Sachen stapelten sich in großen Haufen in den Räumen. Man konnte erahnen, daß die Deutschen geflohen waren und unseren Soldaten dann gründlich geplündert hatten. Unsere Kosaken, die jetzt in einem der Kasernengebäude untergebracht sind, brachten in einem offenen Gespräch ihre Verwunderung darüber zum Ausdruck, daß die deutschen Soldaten bei einem solchen Komfort ihren Dienst versehen. Ein besonderes Lob spendeten unsere Soldaten den bequemen Betten mit Federmatratzen, die in drei Rahmen eingebaut waren und in denen man weich und gut schlafen konnte. Ihre Meinung aber konnte ich nicht teilen, denn die Betten sind in zwei Etagen untereinander aufgebaut, wie in einem Waggonabteil der Eisenbahn. Außerdem hielt ich das Schlafen in diesen relativ kleinen Kasernenräumen für unhygienisch.

Danach beschäftigte ich mich mit den Dokumenten, die in den Kasernen aufgefunden wurden. Einige unserer Kosaken zeigten sich bei dieser Arbeit sehr hilfsbereit und während der Arbeit erfuhr ich von ihnen Folgendes: Als die ersten russischen Truppen in die Stadt kamen und dann in die Kasernen einrückten, fanden die Kosaken auf den Tischen noch halbvolle Biergläser vor, aber auch Kaffee, Zigarren, Butter, Käse und Kognak. Es sah so aus, als ob die Deutschen vor ihrer Flucht nicht einmal mit dem Essen fertig geworden waren. Im Keller fanden unsere Kosaken zwei kleine Fässer mit Kognak. Selbstverständlich waren die jetzt schon leer, unsere Soldaten können so etwas überhaupt nicht aufbewahren. Zum Schluß erwähnten die Kosaken, daß im Gegensatz zu den Deutschen bei uns allenfalls nur die Herren Offiziere so gut leben und insbesondere nur die höchsten Ränge. Bei meinem weiteren Durchgang durch die Kasernen erblickte ich an den Wänden, zahlreiche Porträts der großen deutschen Generäle, meist in sehr guter Darstellung, überwiegend mit Episoden aus dem Französisch - Preußischen Krieg. Selbstverständlich dominierten Porträts von Bismarck und Moltke. Die Wände in den Fluren waren mit Sprüchen in den unterschiedlichsten Farben und Schriftarten geschmückt, wie zum Beispiel:

Seite: 333

„Seid treu und tapfer!“ Beinahe in jedem Spruch konnte man die Worte „Sieg“, „Kaiser“ oder „Vaterland“ lesen. In den Kompanieräumen fielen mir auch Gruppenfotos an den Wänden auf. Es handelte sich offensichtlich um Abschiedsfotos der aus dem Dienst ausgeschiedenen Soldaten zusammen mit ihren Offizieren. Die Offiziere saßen an einem Tisch und ihre Soldaten standen in verschiedenen Positionen hinter ihnen und an den Seiten. Ich habe

auch eine der Unterschriften noch in Erinnerung, die ungefähr wie folgt lautete: „Die lustigen Bäcker des 41. Infanterieregiments“. In der Räumlichkeiten der Kanzlei sah es so aus, als ob man hier vor kurzem noch gearbeitet hätte: Eine große Anzahl von Büchern, Akten, Karten und Heften lag auf den Tischen, ebenfalls Schreibmaschinen standen dort.

Weiter möchte ich über einen Vorfall berichten, der das Verhalten der Tilsiter Einwohner zu uns, den Siegern, sehr gut demonstriert. Wir nahmen unser Mittagssmahl in einem der Restaurants ein, in dem uns ein gut erzogener und mit guten Manieren ausgestatteter Kellner bediente. Er war äußerst korrekt, aber man spürte, daß wir ihm nicht nur völlig gleichgültig waren, sondern daß er uns sogar mißachtete. Nachdem die traditionellen Schnitzel verzehrt waren, bestellten wir Bier und danach noch Kaffee. Schließlich verlangte unser Stabsrittmeister S.-S. nach einer Zigarre, der Kellner brachte ihm auch eine, die aber von schlechter Qualität war: Sie schmeckte widerlich und ließ sich schlecht rauchen. Als wir mit dem Kaffee fertig waren, bezahlten wir das Essen mit einem großzügigen Trinkgels, die Zigarre ebenfalls. Dann begaben wir uns zum Ausgang. Dort erblickte S.-S. vorne im Vestibül, in einem gläsernen Schaukasten, einige Zigarrenschachteln der verschiedensten Zigarrensorten, die höchstwahrscheinlich von viel besserer Qualität waren, als diejenige, die ihm gebracht worden war. Auf seine Frage, warum der Kellner ihm nicht eine von diesen Zigarren angeboten hätte, antwortete dieser: „Diese Zigarren, und dabei zeigte auf den Ständer, sind für ganz andere Gäste vorgesehen!“ Wieviel Haß und Mißachtung sich hinter diesen mit ruhiger, aber eiskalter Stimme ausgesprochenen Worten verbarg, ist kaum zu schildern. Da ich diese Demütigung nicht ertragen konnte, packte ich den Kellner am Kragen und schüttelte ihn kräftig durch, dabei warnte ich ihn, er solle es nicht noch einmal wagen, in derartiger Weise mit den Besuchern zu sprechen, er solle nicht vergessen in welcher Zeit wir leben und daß es sehr gefährlich sei, mit uns Siegern, die seine Stadt besetzt hätten, in einem solchen Ton zu reden.

Unsere Rückfahrt ging recht schnell vonstatten. Der Stabskapitän W. begab sich sofort zum General Rennenkampff und erstatte seinen Bericht. Worum es in diesem Gespräch ging, kann ich nicht sagen, aber als der General sein Kabinett verließ, fragte er mich nach meinen auf der Fahrt gewonnenen Eindrücken. Ich äußerte meine Meinung ganz offen in der Weise, daß es dringend notwendig sei, strengere Maßnahmen gegenüber den Einwohnern von Tilsit zu ergreifen, daß der Stadtkommandant seinem Posten nicht gewachsen sei und daß er zu sanft mit der Bevölkerung umgehe.

Seite: 334

Es sah so aus, als ob der General meinem Bericht nicht ganz zustimmte, denn er war zwar einverstanden, die Stadt Tilsit mit hohen Kontributionen zu belegen, ließ aber die Bemerkung fallen, daß gewonnene Eindrücke nicht ausreichen würden, daß man Fakten brauche, um daraus Schlußfolgerungen zu ziehen. Er sagte mir dann: „Wir verstehen es nicht, uns wie Sieger zu verhalten, ständig ist uns etwas peinlich und wir fühlen uns konfus!“

In der letzten Zeit konnte man beobachten, wie fast jeder versuchte, der im Stab diente, natürlich auch die vielen anderen, die sich in den „Sonnenstrahlen“ in der Nähe des Oberbefehlshabers wärmten, eine bessere Rangstellung zu erwerben, alle wollten fieberhaft nach vorne, nach oben zu kommen. Es ging in den Gesprächen immer wieder um Ordens-

verleihungen und Beförderungen, darum, wer was erreicht hat und was er noch erreichen möchte. Man konnte zum Beispiel folgenden Wunsch hören: „ Ich benötige noch zwei „St. Georgi“ (1. und 2. Grades) und den „St. Wladimir Orden mit Schwertern“, dann reicht’s mir!, oder „Ich will unbedingt alle Auszeichnungen bekommen, bis hin zu den goldenen Waffen!“ Diese Bemerkung hatte mich besonders geärgert, und zwar deswegen, weil sie von einem nicht mehr so jungen Zivilisten kam, der freiwillig in unsere Armee eingetreten war und nach dem Krieg höchstwahrscheinlich wieder einen Zivilanzug tragen würde. Ich fragte ihn, wozu er diese Auszeichnungen benötige, besonders die goldenen Säbel? Er antwortete mir wie folgt: „Solchen Schmuck mögen die jungen Frauen besonders gern und wenn ich den „St. Georgi“ habe, so erhalte ich das Dauerrecht, die Husaren - Uniform weiterhin zu tragen, das heißt, ich kann für immer ein Offizier bleiben!“ Und dieses sagte ein Mann im Alter von 56 Jahren!

Es lag auf der Hand, daß dieser Herr ohne bestimmte Beschäftigung und ohne feste Dienststelle, dieses äußere Attribut benötigte, um überall schneller voranzukommen und um sich seine Lebensbahn zu erleichtern. Die Ziele des Vorankommens sind verschieden, so zum Beispiel, wenn jemand große Finanz- oder Handelsgeschäfte tätigen will: Da wird es schon eine große Rolle spielen, ob ein Geschäftsmann nur einen Zivilanzug trägt oder eine elegante Ulanen-Uniform mit Kriegsauszeichnungen und dazu noch einen goldenen Säbel am Gürtel.

Der gestrige Tag hat ebenfalls ein unangenehmes Erlebnis hinterlassen. Im Restaurant ereignete sich eine häßliche Begebenheit. Eine größere Gruppe unserer Offiziere amüsierte sich mit den Kellnerinnen, alle waren ziemlich betrunken und hatten damit einen Skandal ausgelöst. Welch eine Schande! Sie hatten vergessen, daß wir nicht in Wilno in friedlichen Zeiten leben, sondern uns mitten im Krieg befinden. Nur Wenige denken daran, daß die Zeit, in der wir heute leben, später zur Geschichte gehören wird und dann von unseren Kindern genau betrachtet und studiert werden wird.

Seite: 335

27. August

Heute möchte ich über die Bedingungen, unter denen der **General Rennenkampff** arbeitet, berichten (Es ist selbstverständlich, daß nur über das zu schreiben möglich ist, was ich persönlich sehen und beobachten konnte).

Es war für mich, für einen, der von der Kriegsordnung und von den vielfältigen Vorschriften keine Ahnung hat, nicht einfach, sich eine genaue und vor allem eine richtige Vorstellung darüber anzueignen. Vor allem verlasse ich mich dabei auf Äußerungen von Personen, die ihm nahe standen, aber nicht zu seiner Suite, sondern zu den Führungspersonen gehörten. Eine dieser Personen war der Stabschef, eine bedeutsame Persönlichkeit, die mit dem General am meisten zu tun hatte. Jedenfalls ist das meine Meinung. Noch in Wilno wurde mir berichtet, daß schon zu Friedenszeiten die Arbeit im Stab nicht ganz so gelaufen ist, wie man es sich gewünscht hätte. Man sprach davon, daß der General M. sehr klug und entscheidungsfreudig und mit starkem Willen ausgestattet sei, aber einen schwierigen Charakter habe, und daß seine Ansichten mit denen des Generals Rennenkampff nicht immer übereinstimmten. Es wäre wünschenswert, wenn die Beziehung zwischen diesen beiden starken Persönlichkeiten, die in der Machtspitze des Bezirkes stehen, etwas besser sein würde. Man bekommt manchmal den Eindruck, daß der General M. in dem einen oder anderen

Fall die direkte Gegenmeinung zu der des Oberbefehlshabers vertritt. Für mich ist es auch völlig undurchsichtig, wer von den beiden in der Tat das Kommando führt. Beide geben sich stark und entschlossen und es wäre schlimm, wenn sich ihre Auseinandersetzungen negativ auf den Verlauf und den Erfolg der Kriegsoperationen unserer Armee auswirkten. Ich habe den Eindruck, daß der **General Rennenkampff** als eine seiner Hauptregeln beherzigt – ganz wenig auf die Meinung seines Stabes zu hören, und daß er alles nur so durchführt, wie er es für richtig hält, wobei allerdings der äußere Anschein beibehalten wird.

Die nächsten engeren Mitarbeiter von General Rennenkampff, über die ich berichten will, sind wahrscheinlich der General K. und dann der General Quartiermeister B. Beide sind äußerst respektable und nette Menschen, von denen man sagen kann, daß sie wohlgezogen sind, was ganz ehrlich gesagt von vielen der hier anwesenden Offiziere nicht behauptet werden kann. Aber sowohl den einen als auch den anderen habe ich in der Nähe des Generals kaum beobachtet.

Der General selber läßt sich nur noch selten sehen. In Werschbolow saß er Tag und Nacht in seinem Waggon, auf seinen Arbeitstischen um ihn herum lagen zahlreiche Geländekarten. Hier verläßt er seine Zimmer auch nur hin und wieder. Deshalb konnte ich ihn zu meinem Erstaunen nur ein einziges Mal vor der Tür der Generalstabs-Räume erblicken. Den General K. kann man öfter beobachten. Er ißt jeden Tag an dem Tisch des Generals zu Mittag, setzt sich aber etwas abseits hin und ißt nicht immer zur gleichen Zeit, wie der General Rennenkampff. Sehr selten kann man ihnen daher bei einer Unterhaltung zusehen. General K. wohnt sogar in einem anderen Hotel, das aber in der Nähe des Stabes liegt.

Ich komme nun zu dem dritten General, der unmittelbar mit dem Oberbefehlshaber zusammenarbeitet. - Es handelt sich um den Kommandeur der Transport- und Wirtschaftsabteilung (Geschäftsführer) den General Ja. Dieser wohnt ganz abgesondert: Man bekommt ihn nur dann zu Gesicht, wenn der General Rennenkampff ihm in seiner typischen Art kurze knappe Befehle erteilt.

Seite: 336

Auch hier ist das Fehlen einer engen und verständnisvollen Zusammenarbeit zur Erlangung des Gesamterfolgs nicht zu übersehen.

Nun einige Anmerkungen über diejenigen Generale, die sich unmittelbar beim Oberbefehlshaber aufhalten, aber keinerlei Verbindung zum Stab haben: Der erste, - der Fürst B.-B., ein äußerst korrekter und wohlzogener Mensch, über ihn weiß ich nur sehr wenig. Ganz einfach und natürlich verhält sich zu uns allen ein anderer sehr netter General und zwar der General E. Genau betrachtet steht er etwas abseits. Ich vermute, er hat den Auftrag, sich in der Nähe der Söhne des Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch aufzuhalten, die in der Garde dienen. Er ist nämlich deren Erzieher und ein guter Freund der Familie des Großfürsten. Beide Generale, sowohl der General B.-B., als auch der General E., können kaum gute Berater von Rennenkampff sein, weil sie überhaupt keine Erfahrungen in militärischen Sachen mitbringen.

Den größten Teil seiner Zeit verbringt der General im Beisein von zwei bis drei engen Vertrauten aus seiner Suite, ich vermute, daß er sich mit diesen Personen hauptsächlich über private Dinge unterhält. Sicherlich benötigt er das auch zu seiner Entspannung, zur Ablenkung und Erholung von den tagtäglichen Sorgen, von Unruhen und Enttäuschen, die mit

seinem hohen Amt verbunden sind. Um diesen Gedanken zu Ende zu bringen, möchte ich Folgendes sagen:; der General ist meiner Meinung nach sehr einsam; alles Wichtige, alles was an der Front passiert, alle Kriegsoperationen, - geschehen ausschließlich auf Grund seiner eigenen Entscheidungen und Befehle, und wenn seine Befehle auch manchmal erfolglos sind, so ist dieses nur durch die Direktiven des Stabes des Oberbefehlshabers der Gesamfront zu erklären oder durch die Direktiven von ganz oben. Ganz sicher wird die Zeit zeigen, ob die Art und Weise des Führungsverhaltens, wie es bei uns im Stab üblich ist, richtig oder falsch ist. Im übrigen kann die Suite des Generals die Stabsoffiziere nicht besonders gut leiden, gestern zum Beispiel scherzte einer von ihnen und bezeichnete diese Offiziere als Leute „des geheimen Denkens“.

Heute war ich im Postamt. Auf dem Weg dorthin begegnete ich dem Kommandeur unserer Fliegertruppe, dem Stabshauptmann T. . Sofort überschüttete er mich mit zahlreichen Beschwerden über unsere Unordnung und Fehler. Wie er mir berichtete, hatten sich alle 100 Piloten, die an unserer Front dienten, geweigert, mit den überalterten Maschinen zu fliegen. Daraufhin hatten sie dann 5 neue Modelle erhalten, und mit der Verordnung, daß die Flugzeugführer verpflichtet sind nur mit den Maschinen zu fliegen, die ihnen zur Verfügung gestellt wurden. Jetzt wurde mir auch klar, wie die Vorwürfe entstehen konnten, daß die Deutschen Flugzeuge ständig am Himmel zu sehen seien, während unsere nur hin und wieder auftauchten. „Gut, daß ich so schlau war und die neuen Flugzeuge in zwei verschiedenen Transporten auf den Weg geschickt habe; erzählte der Stabskapitän weiter. Drei sind bereits angekommen und zusammen mit dem heile gebliebenen werde ich in ca. zwei Tagen über vier neue Flugzeuge verfügen“. Ich habe mir übrigens sagen lassen, daß eine Anzahl von neuen Flugzeugen für

Seite: 337

den Fall des Auftauchens von Zeppelin in Petrograd zurückgehalten werde. Vor den Zeppelin habe man nämlich dort große Angst. Vor drei Tagen ist ein Freiwilliger aus Insterburg, einer unserer bekanntesten Flugzeugführer zu einem Aufklärungsflug gestartet. Er sollte bis zum Abend zurück sein, ist aber nicht zurückgekommen. Selbstverständlich war die Aufregung bei Allen groß und man machte sich große Sorgen um ihn. Gestern, gegen 13 Uhr kam er dann doch noch allerdings ohne Flugzeug. Er berichtete, daß er bei Ausbruch der Dunkelheit gezwungen war, irgendwo in der Nähe von Tilsit (ca. 25 Werst) zu landen. Die Nacht habe er bei seinem Flugzeug verbracht und sich dann am Morgen ein Pferd beschafft, um mit diesem zurück zu reiten. Treibstoff für sein Flugzeug habe ihm nicht mehr zur Verfügung gestanden. Meiner Ansicht nach, hatte der Flugzeugführer einen großen Fehler begangen, weil er bei seinem Flugzeug keine Wache aufgestellt hatte, er hatte auch keine Geiseln genommen. Als man später zu der Stelle kam, um sein Flugzeug abzuholen, war dieses total demoliert. Wie sich herausstelle, war es direkt bei einem polnischen Landgut gelandet, das einem deutschen Staatsangehörigen gehörte. Um dieser Sache nachzugehen, wurde eine Untersuchung eingeleitet, mit dem Ziel, die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen. Selbstverständlich war auch der deutsche Gutsbesitzer unser Feind. Übrigens sollte ihm auch angedroht werden, die bei ihm arbeitenden russischen Bewohner Polens umgehend zu entlassen. Diesen war seit Ausbruch des Krieges die Möglichkeit verwehrt worden, nach Hause zurückzukehren, und sie baten uns eindringlich darum, uns für sie einzusetzen.

Wie immer ergab sich auch jetzt wider eine komische Situation. Als A. gelandet war, kamen natürlich die Einwohner aus dem Dorf herbeigelaufen; besonders die Frauleute schenken ihm große Aufmerksamkeit: Sie bereiteten ihm ein gutes Abendessen und boten

ihm eine Übernachtungsmöglichkeit an. Eine kräftige deutsche Soldatenfrau - ihr Mann diente in der deutschen Armee - hatte dem A. sogar eindeutige Versprechungen gemacht. Als A. aber alle Angebote kategorisch ablehnte und bei seinem Flugzeug bleiben wollte, waren die Frauen recht erstaunt.

Nun noch ein paar Worte zu dem Verhältnis der Bevölkerung zu unseren Soldaten. Irgendwo in der Nähe von Insterburg, in einer menschenleeren Gegend, waren zwei Deutsche einem unserer Soldaten begegnet, der in der Kompanie für Kriegstransporte diente. Sie schlugen ihn brutal nieder und zertrümmerten ihm mit Knüppeln beide Beine. Man fand den armen Soldaten rein zufällig und brachte ihn ins Hospital.

2. September. Kowno.

Ich mache mir schnell einige Notizen mit dem Bleistift. Ich befinde mich in einem Waggon des Sanitätszuges auf dem Weg nach Wilno.

Seite: 338

Am 28. August kam unerwartet der Ordonnanz-Soldat Z. mit einem Befehl vom Oberstleutnant M. - Ich solle bereit sein, umgehend abzureisen. Sofort eilte ich zum Oberstleutnant M. und bekam von ihm den Auftrag, ein Paket zu unseren Wachposten, die sich hinter der Stadt Stolupenen befanden, zu bringen. Ich bediente mich eines Autos und hatte schon bald mit Hilfe einer Landkarte unsere 3. Sotnja gefunden, die 2. aber suchte ich dann stundenlang vergebens. Es gelang mir nicht, aber mein Auftrag lautete, die dritte und auch die zweite Sotnja unbedingt ausfindig machen, denn die beiden sollten angeblich in Verbindung stehen, diese Verbindung gab es jedoch nicht. Das war wieder ein Beispiel unserer Unordnung!

Erst um 3 Uhr morgens kam ich von meiner Odyssee zurück in die Stadt. Zu meinem größten Erstaunen traf ich im Stab niemanden mehr an, nur noch ein paar zu Tode erschrockene Offiziersburschen, die fieberhaft dabei waren, die Sachen ihrer Herrschaften zu packen und vor Angst zitterten. Auf meine Frage, wo alle Kommandeure geblieben seien, wo ich meine weiteren Befehle entgegennehmen sollte und wie es mit dem unerfüllten Auftrag weitergehen sollte, bekam ich selbstverständlich keine vernünftige Antwort. Endlich bekam ich zu hören, daß der gesamte Stab mit dem Oberbefehlshaber an der Spitze und ebenso seine Suite nach Insterburg abgereist seien. In Stolupenen aber sei das Pawlogradsker Regiment geblieben und weitere zwei Sotnjas der Grenzwache; Die gesamte Batterie habe die Stadt in unbekannter Richtung verlassen. Das Oberkommando habe der General Rennenkampf dem Husarenkommandeur dem Oberst P. übertragen. Diese Information erhielt ich von einem der Offiziere aus dem Pawlogradsker Regiment, bei dem ich zufällig in ein Wachzimmer gelangt war. Von ihm wurde mir auch der Befehl des Generals übermittelt, sofort nach meiner Rückkehr nach Insterburg zu fahren.

Im gleichen Augenblick kam ein Melder aus der 3. Stabsabteilung, die in Stolupenen verblieben war, mit dem Auftrag, ein wichtiges Paket abzuholen, das ich dem General zustellen sollte. Etwas später erfuhr ich Folgendes: Noch am vergangenen Abend hatte der Ge-

neral Nachrichten erhalten, die ziemlich unklar waren, daß die Deutschen die Stadt Goldap eingenommen hätten und daß die Deutsche Kavallerie auf dem Vormarsch hierher sei.

Nach meiner Abreise trafen weitere, dieses Mal ganz genaue Nachrichten ein, die die Einnahme der Stadt Goldap durch die Deutschen und den schnellen Vormarsch der deutschen Armee bestätigten. Darüber hinaus wurde mir mitgeteilt, daß der Oberbefehlshaber unseren Stabschef den General M. vom Dienst suspendiert hätte. Als Grund wurde angegeben: Der General M. habe die Nachricht über die Besetzung von Goldap u.s.w. bereits um 8 Uhr abends erhalten, die Depesche aber dem General erst um 1 Uhr nachts vorgelegt.

Seite: 339

Dieser Bericht enthielt, daß sich der General mit M. kräftig gestritten hätte, ihn suspendiert habe und dann nach Insterburg abgereist sei. Zurzeit ist diese Stadt bereits zu einer Frontstadt geworden; - so schnell und so massiv war der deutsche Gegner vorgerückt. Ich hatte also keine Minute zu verlieren und beeilte mich so schnell wie möglich zum Stab zu gelangen. Dort wurde mir ein Paket mit sehr wichtigen Befehlen des Obersten Kommandos ausgehändigt, gleichzeitig wurde ich darauf hingewiesen, daß ich diese Depesche auf jeden Fall dem General persönlich übergeben solle. Dann versuchte man mich damit zu trösten, daß die Strecke, die ich fahren sollte, noch relativ sicher sei, aber in Kriegszeiten kann man das überhaupt nicht wissen.

Inzwischen wurde auch schon gemeldet, daß auf der Eisenbahnstrecke Stolupenen - Insterburg die Kavallerie der Deutschen insbesondere kleinere Wachpatrouillen gesichtet worden seien. Zu Beginn meiner Kurierfahrt gab es eine kleine Verzögerung wegen des dafür notwendigen Fahrzeuges: Mir stand nur ein einziges Auto, zum Glück einen Benz mit 40 PS, zur Verfügung. In meiner Abwesenheit aber war der Stabskapitän W. mit diesem Auto in unbekannte Richtung aus Insterburg abgefahren. Das muß eine sehr geheimnisvolle Fahrt gewesen sein: denn der Stabskapitän sollte in der Nacht aufgebrochen sein, angeblich mit zwei voll beladenen Autos. Das zweite Auto (ein deutsches) soll nicht wieder zurückgekommen sein. Man brachte diese Fahrt mit den Explosionen in der Bank von Insterburg in Verbindung und machte üble Scherze. Eine Menge Gold, Seidenstoffe und wertvolle Pelzwaren seien nach Wilno befördert worden.

Als ich in Insterburg ins Hotel „Dessauer Hof“ kam, war der gesamte Stab in einem äußerst aufgeregten und niedergeschlagenen Zustand. Zuerst begab ich mich zum Oberbefehlshaber, den ich an einem Tisch vor ausgebreiteten Karten fand. Der General studierte zusammen mit einigen Stabsoffizieren diese Feldkarten. In diesem Raum war auch unser neuer Stabschef der General - Quartiermeister General B. anwesend. Auf dem Weg zum General traf ich auch einige Bekannte, die mit dem Stab des dritten Korps auch bereits in Insterburg eingetroffen waren. Der General Rennenkampff las die von mir überreichte Depesche und sagte: „ Zu spät, man hätte das früher machen sollen!“ In der Depesche stand, daß das Oberste Heereskommando einer Unterstützungstruppe in Marsch gesetzt habe. Zum jetzigen Zeitpunkt aber war diese Truppe schon nicht mehr erforderlich, man konnte sie nicht mehr einsetzen. Von der Frontlinie hörten wir deutlich heftiges Geschützfeuer. Etwa 20 - 15 Werst entfernt befand sich unser 4. Korps auf dem Rückzug, da es vom Gegner gewaltig attackiert wurde. Es war 7 Uhr morgens.

Alle eilten hin und her,- alle waren niedergeschlagen und schrecklich müde. Schließlich versuchte jeder für sich ein geeignetes Plätzchen zu finden, um wenigstens noch ein wenig zu schlummern. Auch ich war nach der schlaflosen Nacht völlig erschöpft und ganz nervös. Zum Glück konnte der Stab des 3. Korps zwei Gläschen Madeira für mich auftreiben sowie Tee und sogar gut belegte Butterbrote organisieren. So konnte ich mich stärken. Der Oberbefehlshaber gab bekannt, daß morgen um 10 Uhr in der Frühe Insterburg verlassen werde und bis dahin sollten alle versuchen sich hinzulegen, um auszuruhen. Ehrlich gesagt, niemand von uns war zum Schlafen aufgelegt. Deshalb ging ich nach draußen auf die Treppe und anschließend auf die Hotelveranda, auf der sich auch der General aufhielt. Er unterhielt sich mit den dort anwesenden Offizieren. Diese berichteten, daß man in der Stadt schon mit der Versenkung der erbeuteten deutschen Artilleriegeschosse begonnen habe, da es davon große Vorräte gab. Ich kam auf die Idee auch die Lebensmittelgeschäfte und die Steinkohlelager, die in der Gegend der Eisenbahnstation lagen, zu vernichten. Das sagte ich dem General. „Ist nicht nötig! Das werden wir alles selbst noch brauchen!“, antwortete er. Anscheinend wollte er immer noch nicht an die traurige Wirklichkeit glauben! Ich weiß nicht, ob andere Truppenteile, die nach uns die Stadt verließen, es geschafft haben diese wichtigen Objekte zu sprengen: Das aber glaube ich kaum, denn der Rückmarsch ging sehr hastig und unter kräftigem Gewehr- und Maschinengewehrfeuer aus den Fenstern der Häuser vorstatten. Dies war noch eine Zugabe zu dem Verhalten der Bewohner uns gegenüber! Wenn unseren Soldaten die Sprengung der Objekte tatsächlich nicht gelungen war, so war dem Feind bei der Besetzung von Insterburg vieles in die Hände gefallen

29. August

um 10. 30 Uhr war Insterburg völlig von unseren Truppen geräumt. Zunächst stieg der General zusammen mit dem Kommandeur des 3. Korps in eine Equipage, später aber, nachdem er sich noch einmal die Stelle hinter der Stadt angeschaut hatte, wo durch den Abwurf einer Bombe aus einem Zeppelin auf unseren Troß, ein riesiges Loch in den Boden gerissen worden war, stieg er aus und ging weiter zu Fuß. Der Tag war sehr sonnig, schon bald nahm die Wärme zu und der auf den Wegen aufwirbelnde Staub wurde unerträglich. Da ich bisher keine Gelegenheit gehabt hatte, mich nach der schlaflosen Nacht umzuziehen, trug ich noch immer meinen Uniformmantel und meine Schwedische Jacke, - Zu meinem Bedauern hatte ich auch keine andere Bekleidung in meinem Gepäck, somit wurde der Weg für mich sehr schwer.

Nachdem ich bereits eine lange Wegstrecke zu Fuß zurückgelegt hatte und meine armen Füße kaum noch bewegen konnte, tauchte in meiner Nähe plötzlich der Kommandeur des 3. Korps auf, der mir anbot, mich in seiner Equipage mitzunehmen. Selbstverständlich war ich sehr froh darüber. Unterwegs unterhielten wir uns über die Kriegslage und die personelle Zusammensetzung unserer Armee. Mein Gesprächspartner war sichtlich erregt und er äußerte sich hart über die mangelnde Intelligenz unserer Soldaten, aber auch mancher Offiziere. Nach seiner Aussage, seien diese nicht mit ausreichender Intelligenz gesegnet und er behauptete, daß in unserer Armee manchem Offizier kaum bewußt sei, was hier eigentlich vorgeht, es würde zuwenig nachgedacht und überlegt, es würde viel zu viel mechanisch gehandelt.

Als ich bemerkte, daß ich selbst beobachtet hätte, daß auch zwischen den einzelnen Truppenteilen eine sehr schwache Verbindung und Zusammenarbeit stattfände, begann er auch darüber zu schimpfen, dabei führte er als Beispiel das traurige Ende der Armee des General Samsonow an. Dann erzählte er mir von der Schlacht am 4. August bei Stolupenen. Der 1. Deutsche Korps war, nach seinen Worten, von unseren russischen Truppen an den Flanken völlig umringt. Zum Rückzug frei blieb für die deutschen Truppen nur noch das Hinterland, und wenn zu diesem Zeitpunkt wenigstens eine kleine Truppe unserer Armee eingegriffen hätte, wären die Deutschen unvermeidlich in einen Kessel geraten. Dann wäre ihnen nichts anderes mehr übrig geblieben, als sich zu ergeben. Als dem General E. damals gemeldet, daß sich etwa 20 Werst vom Schlachtfeld entfernt die Kavallerie Truppe des Generals Ch. N. befände, setzte er sich sofort per Funktelegraf mit dem Stab in Verbindung, aber es war bereits zu spät, weil die Truppe des Generals in der kurzen Zeit schon wieder weitere 20 Werst in eine andere Richtung geritten war. Für uns gab es keine Möglichkeit, seine Truppe zu erreichen, – denn sie hatte kein Funkgerät und ihre Funkstation war auch noch nicht aufgestellt. Dadurch war jede Verbindung unterbrochen und die deutsche Armee konnte nicht eingekesselt werden, obwohl sie fast schon zerschmettert war. So endete mein Gespräch mit dem General E.

Der Oberbefehlshaber stieg in den Wagen und seine Suite folgte ihm. Weiter Eindrücke, die sich mir einprägten, waren: sehr zahlreiche zurückfahrende Troß-Fahrzeuge, die uns ständig auf unserem Weg störten und aufhielten, dann viel Staub und immer wieder Staub. In Gumbinnen hielten wir an. Unsere Kommandeure teilten uns mit, daß wir hier etwas länger bleiben würden, vielleicht sogar über Nacht. Dann wurden dem General neu eingetroffene Depeschen überreicht, er las sie und gab sofort den Befehl zur Weiterfahrt.

Etwa um 3 Uhr morgens kamen wir in Stolupenen an. Im dortigen Hinterland hatten wir eine ruhige Nacht. Trotzdem wurden von uns alle notwendigen Sicherheitsmaßnahmen getroffen, weil man die reitenden Patrouillen der Deutschen, die angeblich schon sehr nah an uns herangekommen waren, fürchtete.

Auf Grund eines Eilbefehls hatten wir bei Anbruch der Dunkelheit Werschbolow verlassen. Sofort wurde jedem von uns klar, daß unsere Lage ziemlich aussichtslos aussah. Als wir die Eisenbahnstation erreicht hatten, luden wir unsere Sachen in die schon bereit stehenden Waggons des für den Oberbefehlshaber bestimmten Zuges. Nachdem diese Verladearbeit erledigt war, blieb uns nichts anderes übrig, als ziellos zwischen dem Bahnhof und dem Gleis, auf dem unser Zug stand, hin und her zu laufen. Unsere Zukunft sah recht unsicher und trübe aus. Obwohl die Lokomotive unter Dampf stand, konnte niemand sagen, ob wir hier bleiben würden oder uns noch weiter zurückbegeben müßten. In der Nacht erhielt ich den Befehl, unserem zurückflutenden Troß den weiteren Weg zu zeigen. Bis um 1 Uhr am nächsten Tag habe ich diese Aufgabe erfüllt, anschließend versagte meine Stimme fast gänzlich, da ich ständig Anweisungen mit lauter Stimme gegeben hatte. Ich war derartig müde, daß ich kaum noch in der Lage war, mich zu bewegen.

Ackermann.

Teil II

Stimmen aus der Vergangenheit
(Stimme der Vergangenheit)

Eine Zeitschrift für Geschichte und Geschichte der Literatur

(V. Ausgabejahr)
(Seite 306 - 311)

W. I .Semewski gewidmet.

Nr.: 11 - 12, November - Dezember 1917.

Seite: 307

Im Divisionsstab

Am 11. November lagerte unsere Division im Ort Trakehnen. Somit hatten wir die beste Gelegenheit, den zweiten Lieblingsort des Kaisers, - das berühmte Gestüt der Pferdezucht, - kennenzulernen. Hochachtung flößte uns der Eindruck eines bestens geführten Landgutes mit seinem ausgezeichneten Besitzerhaus ein. Über die Hofeinrichtungen und die Ställe des Gestüts gibt es nur wenig zu berichten. Es waren vorbildlich gebaute und eingerichtete Ställe für Pferde, die den neuesten Forderungen der Wissenschaft entsprachen. Das Leben in Trakehnen floß äußerst ruhig und gleichmäßig.

Inzwischen war unser Oberkommando schon ausgewechselt worden. Der **General Rennenkampf** ging an die Warschauer Front, zu uns wurde der General Sievers abkommandiert.

Da ich hier den Namen des **Generals Rennenkampff** noch einmal erwähnt habe, möchte ich auch einen Blick zurückwerfen, auf die Zeit, als ich bei ihm als seine Ordonnanz diene. Gleichzeitig will ich meine Meinung zu seiner Niederlage äußern. Diese Meinung wird bestimmt sehr subjektiv ausfallen, weil sie nur auf meinen eigenen Erfahrungen und Erlebnissen beruht.

Die Mehrzahl der Offiziere des Wilnensker Bezirkes, besonders die der Kavallerie, zollten dem General Rennenkampff großen Respekt.

Seite: 308

Auch, daß er bei seinen Untergebenen sehr beliebt war, kann man überhaupt nicht leugnen. Selbstverständlich gab es auch negative Äußerungen über ihn; wie auch Beschwerden. Aber es ist ja allseits bekannt, daß nur derjenige, der nichts leistet und der überhaupt keine Persönlichkeit darstellt, auch keinen Grund für böse Gerüchte und üble Nachreden abgibt. Sicherlich gibt es keinen vollkommenen Menschen. Im Gegenteil, alles Negative, was über den Oberbefehlshaber erzählt wurde, nahm die Öffentlichkeit als ganz normal entgegen. Von den höchsten Militärkreise waren die beiden aufeinander folgenden dienstlichen Auszeichnungen, nämlich, daß Rennenkampff zunächst zum General-Adjutanten befördert und anschließend zum Bezirksoberbefehlshaber ernannt wurde, mit Begeisterung gefeiert worden. Allgemein meinte man, daß vor allem seine Verdienste und sein Ruhm aus dem Krieg gegen die Chinesen und Japaner der wesentliche Grund dafür gewesen seien. Rennenkampff zählte zu den glänzendsten Kavallerie Kommandeuren seiner Zeit und vor allem galt er als der beste Kenner des Militär Handwerks überhaupt. Selbstverständlich wurden auch seine Kriegshandlungen im Fernen Osten kritisiert, es kamen auch Vorwürfe wegen der ihm von höchster Instanz übertragenen Strafexpedition, man verurteilte seine dabei gezeigte grausame Härte. Darüber hinaus wurden auch negative Seiten des Generals erwähnt, die einem vorbildlichen Kommandeur gar nicht entsprechen würden, aber die Eigenschaften eines tüchtigen und in der Tat glänzenden Generals hatten eindeutig das Übergewicht.

Von Militärkreisen wurde besonders die Tatsache hervorgehoben, daß Rennenkampff nicht wegen guter Beziehungen zu seinem hohen Posten gelangt sei, sondern ausschließlich wegen seiner Kenntnisse und seiner langjährigen Erfahrungen im Militärdienst. Er kannte die hiesige Gegend sehr gut, in der Ausbildung der Armeen vor Ort und in der Kampftechnik besaß er hervorragende Erfahrungen und Kenntnisse, und was vielleicht noch wichtiger ist: Er war ein echter Kenner der russischen Seele und damit auch der russischen Armee. Die Soldaten der Armee freuten sich darüber, daß dem General Rennenkampff dieser hohe Dienstposten vom Imperator, dem Zar, selbst übertragen worden war, und sogar gegen den Willen des amtierenden Kriegsministers, der den General Rennenkampff angeblich überhaupt nicht leiden konnte, und der außerdem auf ihn, wegen seiner Beförderung zum General-Adjutanten, äußerst neidisch war. Man sprach sogar darüber, daß die Ernennung des Generals Rennenkampff zum Oberbefehlshaber eines Militärbezirkes an der deutschen Grenze, eine direkte Drohung für die Deutschen sein mußte. Anfangs wurde nur Vermutungen darüber angestellt, später aber, als er in seinen Dienst angetreten hatte, bestätigten selbst die Zeitungen den Wahrheitsgehalt dieser Aussage.

Die Zeitungen berichteten auch immer wieder von seinen Inspektionen, die er in den verschiedenen Militäreinheiten des Bezirkes durchführte. Er veranstaltete Alarmübungen, Vormärsche, Appelle und Ähnliches mehr. Wenn er kam, war immer was los. Zu jener Zeit hatte ich nur sehr geringen Zugang zu den Militärkreisen und den General kannte ich aus persönlichen Begegnungen kaum. Deshalb habe ich meine Kenntnisse aus dem Gerede in der Stadt und aus den seltenen Gesprächen mit einzelnen Offizieren, mit denen ich hin und wieder zu tun hatte, zusammengetragen. Dann aber begann der Krieg, und die deshalb erfolgte Ernennung des Generals zum Oberbefehlshaber der 1. Armee wurde mit Begeisterung aufgenommen.

Doch machten sich auch Gerüchte breit, z. B., daß die erbittertsten Gegner des Generals, die ihm gewohnheitsmäßig ständig Steine vor die Räder warfen, dafür sorgen wollten, daß ihm zunächst nur ein Korps auf Probe anvertraut würde. -

Seite: 309

Aus den Reihen der Feldarmee kamen Empörung und Widerspruch: „Welch eine Gemeinheit! So schätzt man also bei uns die wahren Helden! Persönlicher Haß und Intrigen werden uns zugrunde richten! Schämen sollte man sich, in dieser ernsten Zeit persönliche Auseinandersetzungen auszutragen und dem General Rennenkampff ein Loch zu graben.“ u. s. w.

Was ist dann aber wirklich geschehen, was ereignete sich in der relativ kurzen Zeit, in der man dem General Rennenkampff Lobes- und Ehrenhymnen gesungen hatte? Warum verblaßte sein Ruhm so schnell, warum löste sich seine Popularität in der Luft auf? Selbstverständlich begann sein Ansehen bereits nach dem ersten Rückzug seiner Armee zu sinken, in Wilno wurden die übelsten Gerüchte verbreitet: Ihm überhaupt nicht Wohlgesonnene versuchten sogar, seine Kriegshandlungen mit seiner Deutschen Abstammung in Verbindung zu bringen; Gleichzeitig wurde erzählt, daß angeblich sein eigener Bruder das Kommando über ein deutsches Korps gehabt hätte und an der Front gegen unsere Armee gekämpft habe; man warf dem General Rennenkampff auch vor, daß er nur daran gedacht habe, sich persönlich zu bereichern, dadurch aber habe er der gesamten Sache Schaden zugefügt. Schließlich wurde seine Liebe zu Intrigen sowie seine Unfähigkeit, sich mit würdigen Menschen zu umgeben, verurteilt.

Ein mir nahestehender General, eine Persönlichkeit, die meiner Meinung nach mit einem großen und nüchternen Verstand ausgestattet war, erwähnte einmal in einem unserer Gespräche: „Ich weiß, daß P. K. Rennenkampff ein wahrer Kämpfer ist, der sein Militär-Handwerk bestens beherrscht, die Leute aber, die ihn umgeben, fügen ihm immer wieder Schaden zu; Seine Freundschaft zu anderen, und das weiß ich ganz genau, lief immer unter dem Motto: „Frauen und Wein“.

Obwohl die Zeiten so ernst und schwierig waren, daß man äußerste Vorsicht hätte walten lassen müssen, hatte der General auch diesmal, für sein militärisches Gefolge Leute ausgewählt, die dieser Aufgabe nicht gewachsen waren. Viele von ihnen hatten nicht den Schimmer einer Ahnung davon, wie man einen Krieg führt, ihre Disziplin ließ in allen Belangen zu wünschen übrig, - deshalb war es eigenartig beobachten zu müssen, wie diese meistens über 50 Jahre alten Männer in ihren schicken Uniformen daher stolzierten. Uniformen, die überhaupt nicht zu ihrem niedrigen Rang, den sie bekleideten, paßten. Seine Gefolgsleute setzten sich überwiegend aus Stabsrittmeistern und sogar Kornetts zusammen.

Was diesen engsten Beratern von Rennenkampff darüber hinaus am meisten fehlte, - das war ein taktvolles Benehmen. Ihre ganzen Gespräche drehten sich immer nur darum, wie nah sie dem General standen, und jeder von ihnen versuchte dem anderen klar zu machen, daß der General ihm noch aus alten Zeiten etwas schuldig sei.

Seite: 310

Ihre Taktlosigkeit war nicht zu übersehen, sowohl bei großen Angelegenheiten, wie z.B. durch einen derben Ton im Gespräch mit dem Stabschef, als auch bei den Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens. Sie erweckten den Eindruck, als ob sie nicht im Dienst wären, sondern an einem vergnüglichen Ausflug teilnehmen würden. Sie trachteten stets danach, hier im Krieg ein frivoles Leben zu führen. Und in welcher Art und Weise sie sich im Hinterland benahmen, welche Frechheiten, welche ungezügelten Manieren sie an den Tag legten!

Worüber ich unbedingt auch noch hier berichten will, - diese Herrschaften waren die größten Meister im Intrigenspiel. Natürlich war auch die Atmosphäre im Stab durch ihre Anwesenheit einfach unerträglich geworden. Mit Sicherheit hat das jeder verspürt, der seinen Dienst im Stab leistete und versuchte etwas Positives zu bewirken. Klar mußte auch sein, daß all diejenigen Personen, die mit guten Absichten in den Stab kamen, die schwierigsten Arbeitsbedingungen vorfanden.

Ackermann.